



Pariser Diensthöten.

Son

Richard Kaufmann.

Von allen Städten ist Paris diejenige, wo die Diensthötenfrage am brennendsten ist; sie hat sich dort mit den Jahren zu einer Bedeutung zugehoben, wie kaum irgend anderwärts. »Wenn ihr auf den Markt geht, Einkäufe zu machen,« rätb Swist den Köchinnen in seinen berühmten »Regeln für Dienende«, »so suchet stets möglichst billig einzukaufen, schont aber sorgfältigst das Selbstgefühl eurer Herrschaft und notirt in euer Auslagenbuch die höchsten Preise.«

»Werdet ihr um etwas zur Stadt geschickt,« scharft er den Dienern ein, »und ihr seid augenblicklich nicht bei Cassa, so zahlt nur das baar, was ihr für eigene Rechnung kauft, das für die Herrschaft Bestimmte nehmt auf Credit, ihr hebt auf diese Art das Ansehen des Hauses, indem ihr demselben auf euer bloßes Wort hin Credit verschaffet.«

»Sollte es euch begegnen, daß ihr das Kind fallen liehet,« empfiehlt er den Ammen, »und es läme zu Schaden, daß es für sein ganzes Leben ein Krüppel bleiben müßte, so hütet euch, davon Aufhebens zu machen, legt das Kind ruhig in seine Wiege, gebt ihm eine Arznei ein, daß es in tiefen Schlaf verfällt, und stirbt es daran, um so besser; ihr seid dann aller Sorge ledig.«

Es leidet keinen Zweifel, daß diese weisen Vorschriften, »diese goldenen Regeln«, nirgends so gewissenhaft befolgt werden, als in der großen Stadt an der Seine, aber eben so unleugbar ist es, daß sich die dienende Classe nirgends eine klarere Vorstellung von der Bedeutung bildet, die sie in der Gesellschaft einzunehmen berufen ist, und nirgend sonst versteht sie es besser, sich ihre Dienste möglichst hoch bezahlen zu lassen. Die Ansprüche in dieser Beziehung sind nicht gleich. Die der Herrschaft unterlegte Schöpfung ist theils eine directe, theils eine indirecte. Jules Moineau läßt in seinen »Tribunaux comiques« zwei in demselben Hause bedienstete Mädchen einander auf der Treppe begegnen.

»Bei wem dienen Sie?« fragt das Eine. — »In der dritten Etage links,« ist die Antwort. — »Ist dies ein guter Platz?« — »Ja, ich bin sehr zufrieden.« — »Ist viel Arbeit da?« — »Ich habe sechs Zimmer aufzuräumen und für fünf Personen die Küche zu besorgen.« — »Wie viel Lohn haben Sie?« — »Fünfundvierzig Francs.« — »Fünfundvierzig! Man sieht, Sie sind vom Lande gekommen. Ich bekomme sechzig und habe nur die Hälfte Ihrer Arbeit. Wer kauft ein?« — »Die Frau.« — »Na, so was! Wie viel Wein bekommen Sie?« — »Zwei Liter die Woche.« — »Zwei?! Ich komme doch wenigstens auf vier. Wie oft dürfen Sie ausgehen?« — »Davon war bisher noch gar nicht die Rede. Ich kenne Niemand in Paris.« — »In Paris macht man schnell Bekanntschaften. Sie Arme! Das ist ein nettes Loch, in das Sie hineingerathen sind.«

Die Bezüge dieses armen Dinges vom Lande repräsentiren das Minimum des Entgelts, zu dem eine engberzige Herrschaft überhaupt hinabgehen kann. Und in der That dürfte nur eine direct vom Lande Gekommene sich ein so schreiendes Mißverhältniß zwischen Dienstleistung und Lohn gefallen lassen. Das Haus, das die gegen-

seitigen Leistungen in dieser Weise regelt, gilt in den Augen jedes Dienenden, welcher nur im Geringsten zum Bewußtsein seiner Würde gekommen ist und sich selbst und seinen Stand achtet, für nichts Anders, als ein Loch, »une baraque«.

Bei bescheidenen Ansprüchen begnügt man sich, wie die Collegin der Landpomeranze von der Treppe mit 60 Francs monatlichen Lohnes, natürlich nebst guter Kost, Wohnung und zustehender Wäsche, letztere von der Wäscherin von Madame besorgt. Es ist übrigens nicht gerade der fixe Lohn, auf den das Hauptgewicht fällt; wer über specielle Kenntnisse verfügt, wünscht natürlich, daß er ein diesen entsprechender sei. Ein »cordon bleu«, eine Köchin, die ihre Kunst studirt hat und in die Geheimnisse der höhern Kochwissenschaft eingeweiht ist, nimmt keinen Dienst unter 80 bis 90 Francs per Monat an, eine Amme ist nicht billiger erhältlich, und muß außerdem, wie das in Paris üblich ist, von ihrer Herrschaft vom Kopf bis zum Fuß gekleidet werden. Doch werden auch in dieser Beziehung zuweilen Concessionen gemacht. Es ist nicht ohne Beispiel, daß ein stinkes Mädchen für Alles sich mit einem lumpigen Halbhundert Francs monatlich begnügt, wenn ihr nur im Uebrigen der Dienst zusagt. Das Letztere ist ihr das Wichtigste, und das, worauf es zuvörderst und vor Allem ankommt, wenn nur das Haus keine »baraque«, sondern ein anständiger Dienort ist, wo man ehrlich und redlich seine »bonesses« hat, und wo die Frau ihre Nase nicht in Dinge hineinsteckt, die sie nichts angehen. Die dienende Classe in Frankreich hat sich ganz nach dem Vorbilde des Staates eingerichtet; der Hauptbestandtheil des Einnahmehudgets wird durch die indirecten Steuern hereingebracht. Dies sind entweder solche, die stillschweigend zugestanden, oder solche, die kraft eines Herkommens, das jedoch noch nicht die absolute Geltung eines Gewohnheitsrechtes erhalten, eingehoben werden. Unter die ersten fällt das Weingeld und die Entschädigung für Wäsche, welcher Posten sich im Durchschnitt auf 10 Francs monatlich beläuft.

Da nun in den Weincaraffen der Herrschaft allzeit so mancher Tropfen zurückbleibt, um den Durst der Dienerschaft, falls er sich in den Grenzen der Mäßigkeit hält, löschen zu können, und da ferner in Paris der Arbeitstag ziemlich allgemein mit 9 Uhr Abends endet, findet sich immer eine Stunde Zeit, die Wäsche zu reinigen. So bilden diese 12 Francs eine regelmäßige kleine Sportel, und es geschieht deshalb nicht selten, daß sich das Dienstmädchen diese Naturalleistungen in vertragsmäßig klingende Münze umsetzen läßt. Doch alle diese Bezüge sind immer nur verschwindende Bagatelle gegen das Korbgeld. Und auch dieser Schöpfung gab die Pariser Gesellschaft beinahe die Weihe eines rechtmäßigen, unumstößlichen Brauches.

Das die Einkäufe besorgende Mädchen erhält vom Metzger, Bäcker, Kraut- und Gemüsehändler, überhaupt von Allen, deren



Kundschaft sie ist, eine Provision von 5 Centimes bei jedem Franc, die natürlich aus der Tasche der Herrschaft bestritten wird. Selbstverständlich leidet der Lieferant dabei keinen Schaden, er stellt seine Preise darnach und ist mit dieser Einrichtung wohl zufrieden. Je höher die Preise, desto lieber kauft das Dienstmädchen, denn desto mehr Sous fallen in den Einkaufskorb. Ist es doch die Herrschaft, welche die Beche bezahlt; im Interesse der Einkäuferin und der Verkäufer liegt es aber, das Geschäft so flott als möglich zu erhalten.

Hat die Familie mit einem Lieferanten die Uebereinkunft getroffen, ihr die Waare in's Haus zu stellen, dann bedingt sich das Mädchen beim Dienstantritt die Berechnung mit demselben aus, und so feste Wurzeln hat dieses System geschlagen, daß es keinem Geschäftsmanne einfällt, ihr diese üblichen Sous zu verweigern. So muß auch die Schneiderin und Modehändlerin der *commode chambre*, oder dem niedlichen, kagenbehenden Stubenmädchen, welches nicht der am wenigsten charakteristische Typus der Pariser dienenden Welt ist, steuern. Nichtsdestoweniger wird der directe Bezug von Waaren von den Dienstboten scheinbar angesehen. Das Haus, wo solcher Brauch herrscht, behält immer einen Duft von »baraque«; mit einer solchen mag schließlich eine Schweizerin oder Köchin vorlieb nehmen — ein echtes Pariser Dienstmädchen, eine Vollblutpariserin,

würde nur im äußersten Nothfalle mit einer Familie zu thun haben wollen, die so ignoble Alluren hat. Sie sieht in dem Korbgehalt nur die ihr von rechtswegen zukommende Rente, und verlangt ausgiebige Gelegenheit »*de faire danser l'anso du panier*«, ihren Korbhenkel tanzen zu lassen, eine specielle Pariser Kunst, worin die Dienstmädchen dieser Stadt es zur unübertrefflichen Meisterschaft gebracht. Wosfern nur ihr Talent in dieser Beziehung sich in unbegrenzter Freiheit entfalten darf, dann ist der Platz ein guter, an dem sie Wohlgefallen findet, und wo sie alt zu werden sucht.

Der Tanzpas des Korbhenkels wird auf der Waagschale gemessen. Wenn ein Pariser Ehemann nicht etwa ein Krösus ist — und es finden sich in der Seinestadt weit seltener sothane Glückliche, als sie sich deren aufzuweisen rühmt, — kann er seiner Gattin kaum ein besseres



Hochzeitsgeschenk verehren, als eine Waage. Versteht die Hausfrau dieselbe weise zu benutzen, so vermag sie leicht für den der-einstufigen Fall der Verheirathung ihrer Tochter, die gesammte Mitgift zusammenzusparen, ohne welche es, wie satfam bekannt, seine großen Schwierigkeiten hat, in Paris einen Schwiegerjohn zu finden. Die Sache ist sehr einfach. Hat nur die Frau Haare auf den Zähnen, so vermindert eine gute Waage ihr jährliches Haushaltungsbudget wenigstens um den vierten Theil. Unbarmherzig verräth das bosshafte Instrument den schelmischen Tanzpas des Korbhenkels; es weist ihr nach, daß sie regelmäßig nur $\frac{1}{4}$ Pfund Fleisch erhält, während sie für ein Pfund bezahlt, daß man ferner von dem im Conto figurirenden Quantum Grün- und Krantwaaren, Brennmaterial, Fett stets gut den vierten Theil, der nicht geliefert wurde, in Abzug bringen muß.

Auch die Art und Weise des Vorgangs bei Vertheilung dieser Beneficien ist in ein System gebracht; Händler und Dienstmädchen haben die Sache unter einander geordnet. Er profitirt bei Gewicht und Maß und ersetzt ihr die Hälfte des Fehlenden in klingender Münze. Die Berechtigung des »Kehraus« wird zwar von der Herrschaft keineswegs anerkannt, allein die Controle ist ohne Waage völlig unmöglich, und diese fehlt meist in den Pariser Haushaltungen. Die beiden Partner aber betrachten den »Tanz« als vollständig correct und loyal.

Es gibt nicht nur wenige Geschäftsleute, die in dem großen Concurrenzampfe der Weltstadt nicht zu dem Mittel greifen, die Dienenden an sich zu locken, man findet noch weniger Dienstmädchen, welche der Versuchung widerstehen und sich nicht von dem an allen Ecken und Enden lauernden Beispiel verführen lassen. Kommt der allerdings

seltene Fall vor, daß der Lieferant honnet ist, und ist die Herrschaft des halb nicht zu bewegen, ihm ihre Kundschaft zu entziehen, so wird deswegen der Korbhenkelanz dennoch nicht unmöglich gemacht. Ein geriebene Pariser Dienstmädchen hat Ressourcen zur Verfügung, von denen man sich nichts träumen läßt. Da gibt es nicht Wenige, welche die Weinflasche entkorken und sie zur Hälfte mit Wasser füllen, so daß aus einer zwei werden und Dienende und Herrschaft aus einer Quelle ihren Durst löschen.

Auf diese Weise wird die Mehrzahl der Pariser bedient, wenn nicht noch schlimmer. Und es ist Niemand da, bei dem man sein Recht suchen könnte. Die Polizei hütet sich wohl, sich mit so intimen und heissen Dingen, wie der Korbhenkelanz, zu befassen.

»Madame hat sich heimlich ein Gläschen eingeschänkt,« ist sofort die Ausrede des Mädchens, wenn die Verdünnung des Weines unbestreitbar. Und ermuntert von der vollen Straflosigkeit machen untreue Dienstleute die ganze Scala vom kleinen zum groben Vergehen und von da bis zum Verbrechen durch. Der Untersuchungsrichter Bonniceau-Gesmon constatirt in seinem Buche »Herrschaft und Dienerschaft«, das er aus Anlaß des Verbrechens Marchandou's im Interesse der Sicherheit der Pariser Familien veröffentlichte, daß im Laufe von zehn Jahren in Paris auf je 580 Bewohner die Verurtheilung einer bediensteten Person wegen Diebstahls komme, »aber«, bemerkt er weiter, »da unter zehn solchen Verbrechen höchstens eines Gegenstand gerichtlicher Verfolgung wird, greift man nicht zu hoch, wenn man einen Hausdiebstahl schon auf je 50 Bewohner der Stadt rechnet.« In seiner Stellung hatte Herr Bonniceau Gelegenheit, tiefen Einblick in diese Verhältnisse zu thun, und er sieht sie nicht eben rosenroth. »Stiehlt das Mädchen nicht selbst,« sagt er, »so finden sich oft Andere, die es an seiner statt thun.« Nach seiner Schilderung ist die sittliche Verderbtheit in der dienenden Classe von Paris eine entsetzliche, und es werden durch die unberechenbaren Einwirkungen derselben auf die Kinder, die Familien nicht nur direct sondern sonst auch indirect den größten Gefahren ausgesetzt.

Ist die Tagesarbeit gethan, so erfreut sich die Magd vollständiger Unabhängigkeit. Es wird wohl stets bedungen, daß sie in der Nacht nicht ohne Vorwissen der Herrschaft ausgehe; allein die Gefindestube in den Pariser Wohnungen befindet sich stets unter dem Dache, und das heimliche Aus und Ein der Dienerschaft zu controliren, ist daher ein Ding der Unmöglichkeit. Mit reichlichen Tributen aus der Speisekammer der Herrschaft werden die Portiersleute bestochen, und Dank der Erkenntlichkeit dieser Cerberusse streift nun die Magd auf öffentlichen Plätzen, in Cafés und Weinkneipen nach Herzenslust umher. Für eine ganze Classe von Pariser Verbrechern ist sie das Wild, dem nachgespürt wird. Man knüpft zärtliche Verbindungen an, der Galan erhält die Erlaubniß, sie heinzubegleiten, und das Facit ist, daß er ihr den Schlüssel zu der Wohnung ihrer Herrschaft entlockt. Er händigt ihn hierauf einem Mitschuldigen ein, der sich der Mühe unterzieht, im Laufe der Nacht in die Wohnung zu dringen und darin anzuräumen.

Wenn das Mädchen Morgens in die Zimmer der Herrschaft hinabkommt, entdeckt es zu seiner Bestürzung, daß alle Schwüre und Versprechungen jenes Mannes nur darauf hinausgingen, sich in den Besitz des Schlüssels zu setzen und mittelst desselben ein Verbrechen zu begehen, dessen Gefährlichkeit noch dadurch erhöht wird, daß der Thäter, um vor dem Zufalle einer Ueberraschung gesichert zu sein, die Werdwaffe stets in Bereitschaft halten muß.

Wie sich in Paris Dienstleute schaffen, denen man sein Leben, sein Haus, seine Kinder anvertrauen könnte, das ist fast ein unlösliches Problem. Solche zu erhalten, die man schon längere Zeit persönlich kennt, ist begreiflicherweise nur in den seltensten Fällen möglich. An Zeugnissen fehlt es den sich Vorstellenden nicht, aber die Fabrication falscher Papiere ist eine zu weit, zu allgemein verbreitete Industrie in Paris, als daß man sich auf Atteste verlassen könnte, und selbst wenn man die Mühe nicht scheut, sich an den früheren Diensthoren persönlich von deren Richtigkeit zu vergewissern, ist man gleichwohl vor Täuschung nicht sicher. Es ist begreiflich, daß der Pariser nicht sehr vertrauensselig ist. Er hat in seinem Leben so manche Beispiele gesehen, wie man durch übel angebrachte Offenheit zur Zielscheibe der Rache wird, so daß er es sich zweimal überlegt, bevor es einem Unbekannten gegenüber aus seiner Reserve heraustritt. Es bleibt da kein anderer Ausweg übrig, als sich an die öffentlichen Dienstvermittlungsbureau zu wenden.

Paris zählt ungefähr 400 Anstalten dieser Art. Rechnet man nun auch etliche Hunderte ab, die sich hauptsächlich mit der

Placierung der höchst interessanten, die private Haushaltung jedoch nicht unmittelbar berührenden Classe der Domestiken, der unvergleichlichen Pariser Kellner nämlich, beschäftigen, bleiben doch noch immer deren genug zur Auswahl, daß man meinen sollte, unter der großen Anzahl von Dienstsuchenden — nahezu 28.000 jährlich — das finden zu können, was man braucht. Doch wird man von der Erfahrung nur zu bald belehrt, daß die Hoffnungen in dieser Beziehung häufig zu sanguinisch sind. Man wendet sich also an eines dieser Comptoirs. Binnen 24 Stunden wird Einem ein Mustereemplar in's Haus gesendet, ein seltener Vogel Phönix, wie wenigstens das übergebene kleine Billet versichert, der Typus eines alten, treuen Dieners. Man erlaubt sich nichtsdestoweniger, nach Referenzen zu fragen. Ohne Zögern nennt er in Folge der auf dem Comptoir erhaltenen Instructionen die Frau so und so, aus deren Dienst er nur durch ein Zusammenreffen zufälliger Umstände trat, und die ihm ganz gewiß die besten Empfehlungen geben werde.

Man folgt der angegebenen Adresse, die meistentheils in eine der vornehmen Faubourgs führt. Man klettert fünf Stockwerke hinauf und läutet an einer Thür, die von einer älteren Dame geöffnet wird. Sie sieht äußerst respectabel, sogar distinguirte aus, so daß man glauben möchte, zum mindesten eine Marquise, die nur Mißgeschick in bescheidenere Verhältnisse herabdrückte, vor sich zu haben. Und die ganze Einrichtung der Wohnung, die alten wappengeschmückten Möbel, die Familienportraits an den Wänden, Alles bestärkt in dieser Illusion.

Ein Gespräch entspinnt sich. Die Frau spricht in rührenden Worten von den Schicksalschlägen, die sie jüngst getroffen und sie genöthigt hätten, ihr glänzendes Hôtel, ihre Equipage zu verkaufen, um nun hier, wie man sehe, in Dürftigkeit zu leben. Man ist bewegt, und nur schüchtern bringt man den Zweck seines Besuches vor. Ein Ausbruch von Enthusiasmus über diese vortreffliche Jeanne oder den prächtigen Pierre, diese Muster von Treue und Hingebung, die sogar ohne Lohn bei ihr bleiben wollten, was sie jedoch nicht annehmen zu können geglaubt, ist die Antwort.

»Sollten Sie die theuere Jeanne in Ihren Dienst nehmen,« fügte sie hinzu, »so würden Sie mich außerordentlich verbinden, wenn sie ihr von Zeit zu Zeit gestatteten, mich zu besuchen. Es wird mir ein Herzenstrost sein, ein wenig von meinem armen, dahingeshiedenen Manne, dem Marquis, mit ihr plaudern zu können.«

Und so entfernt man sich denn, glücklich, endlich einmal eine Perle gefunden zu haben, und hat selbstverständlich nichts Eiligeres zu thun, als sich dieselbe zu sichern. Sobald man indeß die Stube verlassen, holt die vorgebliche Marquise, häufig eine ganz gewöhnliche ehemalige Portiersfrau, die sich zur Ruhe gesetzt und Jeanne, das liebe Mädchen, nie auch nur mit einem Auge gesehen, ihr Geschäftsbuch hervor und trägt als neuesten Posten ein: »Guthaben bei dem Dienstvermittlungsbureau so und so, für abgegebene Auskunft über das Mädchen Jeanne — fünf Francs.«

Wie löst man nun diese brennende Frage, und wo findet sich endlich die gesuchte Perle? Sollte sie in einer Stadt wie Paris überhaupt zu finden sein? Das radicale Zerhauen des Knotens wird, scheint es, erst dann gelingen, wenn man sich bequem haben wird, Lincoln's Beispiel zu folgen. Während all der Jahre, bevor er Präsident wurde, wohnte er, ohne irgend welche Dienstleute zu halten, ausschließlich von sich selbst bedient, in seinem kleinen Häuschen in Illinois, wo er in selbsteigener Person, eine Schuhbürste in der Hand, der Deputation öffnete, die ihm seine Wahl zum Präsidenten der Vereinigten Staaten mitzuthemen kam. Entschließt man sich, in seinen Fußstapfen zu wandeln, dann haben mit Eins alle Schwierigkeiten ein Ende. Und sollte man sich Anfangs geniren, kann man es ja wie jener englische Parlaments-Abgeordnete machen, der, während er legte, die Thür verschlossen hielt, und so oft er den Arm hinausstrecken mußte, um Leuten zu öffnen, oder den Rehricht aus der Küche auszuliefern, einen bereitgehaltenen, abgeschliffenen Livréärmel überzog.



Der Ring der Maria Stuart.

Novelle von
Eusemia Gräfin Balkeström.
(Fortsetzung *)

Motto: »Denn jede Schuld rächt sich auf Erden.« Goethe.

»So wird's mir wohl auch ergehen,« meinte Lady Esther vergnügt, »dein ich fürchte, ich werde Primrose-Castle so lieb gewinnen, daß ich's zu meiner ständigen Residenz erwähle. Aber weist Du, Charley, seltsam war's doch, als ich vorhin jenes grauenvolle Gefühl hatte, als stünde etwas Schreckliches hinter mir! Und wie komisch, daß es sich gerade als eine solch' elsenharte Lichtgestalt wie Lilian Dudley entpuppen mußte.«

»Vorans die Moral zu entnehmen ist, daß derartige Empfindungen nicht auf Uebernatürlichem beruhen,« ergänzte Lord Primrose.

»Ich weiß doch nicht —« meinte Lady Esther nachdenklich, »es war gar zu schrecklich, gerade als ob ich sterben müßte. Aber wahrscheinlich war's nur, weil ich einen so großen Hunger hatte,« setzte sie lustig hinzu.

Im Süden Schottlands, in der wildromantischen Grafschaft Galloway, liegt dicht am irischen Meer Primrose-Castle. Riesen-groß, mehr einer Feste gleich, die es auch früher war, ragen die vom Alter fast schwarzen Mauern, Zinnen und Thürme des gothischen Gebäudes empor, endlos sich dehnende Wälder, Heiden, Moore und die See beherrschend — ein dräuendes Monument aus längst verklungenen Zeiten. Immergrüner Ephen spinnt zwar die Steinmauern bis hoch hinauf zu den Thürmen ein, aber wenn dieses »melancholische Kleid der Gräber« auch den Anblick des Schlosses freundlicher macht, so ist er dennoch nicht ganz im Stande, den düstern, gespenstischen Eindruck dieser feudalen Burg zu mildern.

Und wenn die Mauern von Primrose-Castle erzählen könnten, so würden sie wahrscheinlich die emsigen Chronisten des alten, schottischen Geschlechtes weit übertreffen. Ein alter Thurm und ein Stück Mauer rühren noch von dem ursprünglich von König

Und um dieselbe Stunde sagte ich mir vielleicht: »könntest Du einmal nur einen Blick in die Wunderwelt thun, die Dir verschlossen ist, weil Du nicht Geld genug hast, Dir ein Kleid zu kaufen!« rief Lady Esther halb lachend, halb gerührt. »Aber Kind, das ist ja so natürlich, darum hast Du immer noch kein Talent zu einer jener Weltbamen, für die Haus, Mann und Kinder nur nebensächliche Dinge sind. Ich habe gar kein Talent und keine Neigung zum Spieler, und habe es doch in Monte Carlo probirt, weil ich wissen wollte, wie es ist — aber meine Wißbegier wurde sehr bald curirt.«

*) Der Anfang wird neu eintretenden Abonnenten auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Duncan erbauten Schlosse her, und die Tradition will, daß dieser Monarch auf Primrose-Castle übernachtet habe, ehe anno 1040 Macbeth's mörderischer Doldh ihn traf.

Unter den vielen glorreichen Erinnerungen von Primrose-Castle an königliche Besuche gehören die Berichte über die Anwesenheit der königlichen Martyrin Maria Stuart zu den stolzesten Ueberlieferungen der Familie. Sie hatte das Schloß einmal in den Tagen ihres Glückes besucht, um zu jagen — ein von der königlichen Frau leidenschaftlich geliebter Sport. Zum zweiten Mal betrat sie Primrose-Castle auf der Flucht nach der Schlacht bei Langside, zwei Tage vorher, ehe sie den so verhängnisvollen Boden von England betrat. Das loyale Haus der Primrose beherbergte die flüchtige Königin nur eine Nacht — ein gefährvoller Liebesdienst, dessen sich die kommenden Geschlechter bis auf den heutigen Tag in gerechtem Stolge rühmten.

„Das also ist Primrose-Castle?“ sagte Lady Esther enttäuscht, als sie die drohenden, altersschwarzen Mauern vor sich sah. Es fröstelte sie beim Anblick des düstern Baues, und jenes Gefühl von Ohnmacht und namenloser Angst griff an ihr Herz, gerade so wie damals vor ein paar Monaten in Trouville.

Lord Primrose aber lächelte. Er wußte, daß der Anblick seines Ahnen Schlosses ihr im Anfang ein ehrfürchtiges Grauen bringen mußte, aber er rechnete desto mehr auf die Ueberraschungen, welche das Innere von Primrose-Castle ihr bereiten würden.

Und in der That, schon der Anblick des von Ephen, Klematis und Metterrosen, die hoch an den Mauern emporranken, eingefasteten, riesigen, quadratischen Hofraumes, in den sie einfuhren, entlockte Lady Esther einen Ruf des Entzückens, und wenn auch im Schlosse selbst die im Helldunkel ruhenden, endlosen, gewölbten Corridore und schmalen, gewundenen Treppen das Gefühl des Unheimlichen wieder wachriefen, die Wohn- und Gesellschaftsräume und ihre größtentheils Jahrhunderte alte Einrichtung, ihre kostbaren Teppiche, Gobelins, Ledertapeten, eingelegten Möbel und Gemälde begeisterten die junge Frau förmlich, denn sie liebte jene Zeugen einer dahin geschwundenen, ihr durch Studium so wohlbekannten und vertrauten Zeit; die feudale Erziehung, die sie genossen, hatte ihr eine tiefe Pietät für die Reminiscenzen alter Familien und Stützen des Königsthrones eingebläht, und diese Pietät war durch die Stürme der Demokratie, welche an den alten Traditionen rüttelten, nicht erschüttert worden.

Und nun enthüllte sich für Lady Esther auch der Grund, weshalb Lord Primrose sie so lange in der Welt herumgeführt, anstatt sie in die Heimath zu geleiten — er hatte neben dem Wohnzimmer seiner Frau einen Wintergarten errichten lassen — ein Gebilde aus Tausend und einer Nacht — in Glas und vergoldetem Eisen, darin die seltensten Treibhauspflanzen standen, eine Fontaine plätscherte und der höchste Luxus sich entfaltete. Sie freute sich wie ein Kind über diese Aufmerksamkeit ihres Gatten, der sich durch ihre Freuden reich belohnt fühlte und nicht ohne Stolz seine reizende junge Frau durch das Schloß führte, um ihr alles Sehenswerthe darin zu zeigen.

Das war eine lange Wanderung, denn Primrose-Castle galt als berühmte Station für alle Touristen, nicht nur wegen seiner Aussicht von Thürmen und Terrassen auf das Meer bis England und Irland hinüber, sondern auch um seiner Kunstschätze willen. Da gab es eine erlehene Gemälde-Galerie, eine Gemmen- und Kupferstichsammlung, kostbare alte Meubles in endlos scheinender Zimmerflucht, seltene Gobelins und Schränke voll Maritäten.

„Es ist gut, daß ich diese Schätze nicht bloß flüchtig zu überblicken brauche, wie Touristen,“ meinte Lady Esther, welche sich von den Schränken und Kästen nicht losreißen konnte. „Denke nur Charley, wie herrlich es ist, daß ich diese Dinge alle Tage nach Herzenslust betrachten darf.“

„Du magst davon mit in Deine Zimmer nehmen, was Dir beliebt — es gehört Alles Dir,“ erwiderte Lord Primrose.

„Wirklich? O Charley, wie töstlich! Und ich darf die Eisenbein-Figuren dort, und diese Miniaturen mit hinüber nehmen? Ach, von solchen Sachen hab' ich immer geträumt in meinem fernem

lieben, kleinen Dörschen! Doch halt, was ist das? Ein verschlossenes Fach? —

„Das ist das Blaubartzimmer von Primrose-Castle, und hier ist der Schlüssel dazu,“ sagte der Graf geheimnißvoll, indem er ein vergoldetes Schlüsselchen zeigte.

„Wie wundervoll!“ jubelte Lady Esther. „Natürlich darf kein Mensch den Inhalt dieser kleinen Lade sehen?“

Lord Primrose lachte.

„Freunden wird sie nicht gezeigt,“ erklärte er, „aber die Mitglieder unseres Hauses und wohl auch die Freunde desselben kennen den Inhalt. Da — sieh her.“

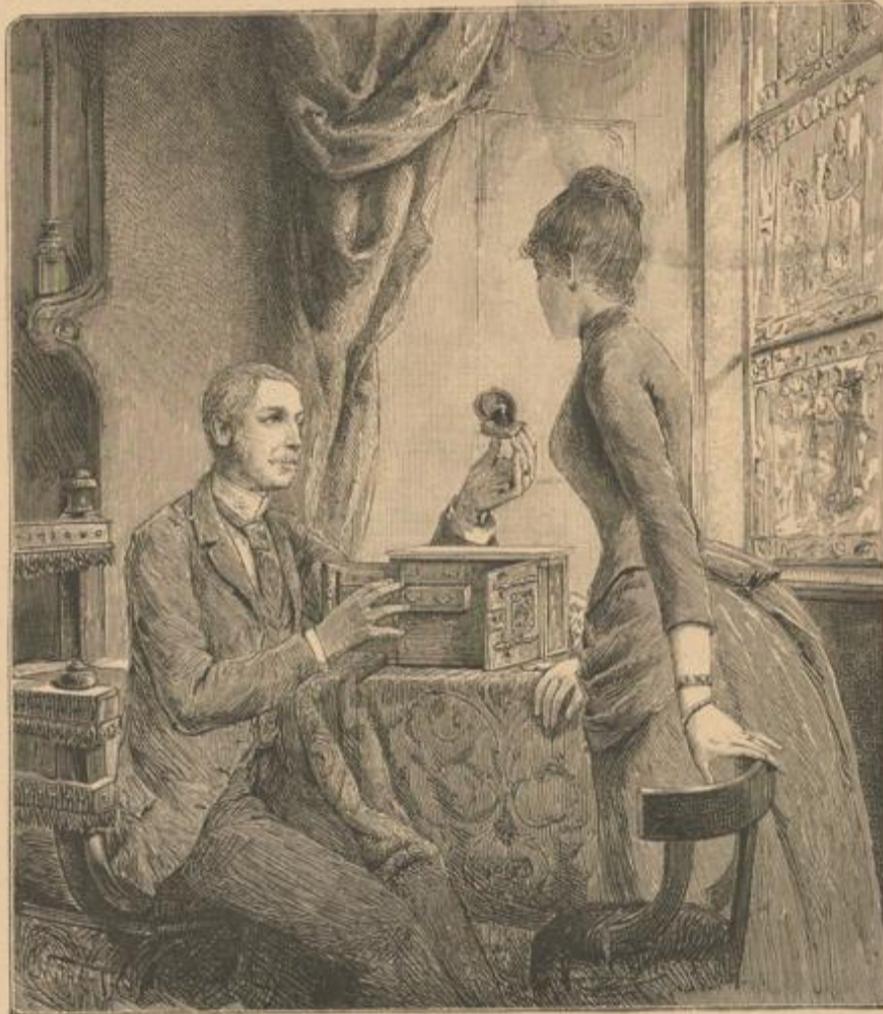
Und er öffnete das verschlossene Fach des Schrankes, das kaum größer war als ein Cigarrenfistchen und auch nur zwei ganz kleine Stuis enthielt. Er nahm das erste heraus und öffnete es — es enthielt ein Miniaturgemälde, ein reizendes Weib in der Tracht des sechzehnten Jahrhunderts darstellend.

„Maria Stuart!“ rief Lady Esther beim Anblick der feinen, wunderschönen Züge.

„Sie schenkte es dem damaligen Lord Primrose bei ihrer ersten Anwesenheit hier,“ ergänzte der Graf. „Und hier,“ sagte er, das Bildchen umwendend, „hier ist ihr Haar.“ —

Berührt betrachtete Lady Esther das unter Glas sichtbare Vöckchen, dessen wohlerhaltene, blonde Farbe wie gesponnenes rothes Märchengold leuchtete.

„Und hier —“ Lord Primrose nahm das andere goldincrustierte Stui heraus, „diese Cassette enthält ihre letzte Gabe an unser Haus, eine Gabe, die uns zum Familiengeweiht geworden ist. Maria Stuart übernachtete hier auf ihrer Flucht nach der Schlacht bei Langside, und zwar sagt unsere Familienschronik davon, daß in jener Nacht die Furcht vor einem verrätherischen Ueberfall des Regenten bestand, und die Königin deshalb das „geheime Gemach“ des Schlosses bewohnte. Was darunter gemeint ist, haben wir nicht ergründen können, denn obwohl es viele uns bekannte Verstöße auf Primrose-Castle gibt, so paßt doch keines zu der darauf bezüglichen Beschreibung. Also entweder ist jenes Gemach in-



zwischen dem allgemeinen Gebrauch übergeben worden, oder es existirt noch. Genug, Maria Stuart verbrachte ihre Nacht unangefochten hier in Ruhe, und da sie nichts weiter bejaß, so schenkte sie ihren loyalen Wirthen einen Ring von ihrem Finger. Dies ist er.« — Mit diesen Worten öffnete Lord Primrose das Etui, und mit einem Ausruf des Entzückens sah Lady Esther den wie für ein Kind gearbeiteten, goldenen Reifen, besetzt mit einer großen Perle, den in Form eines Kreuzes vier köstlich geschliffene, werthvolle Edelsteine: ein Diamant, ein Rubin, ein Smaragd und ein Saphir umrahmten.

«Ein porte bonheur,» rief sie aus, «o bitte, Charley, laß mich den Ring an meinen linken kleinen Finger stecken — dem wird er passen —»

Damit streckte sie ihre Hand schon nach dem Ringe aus. Aber Lord Primrose trat hastig einen Schritt zurück.

«Halt,» sagte er halb im Ernst, halb im Scherz, «dieses Juwel ist unser Familiengespenst, denn außer der durchaus landesüblichen und für ein altes Schloß absolut nothwendigen weißen Frau, ruht zum Ueberfluß noch ein drei Jahrhunderte alter Fluch auf diesem unschuldigen Schmuck.»

«Ein Fluch! Nein Charley, wie wundervoll!» rief Lady Esther aus und schüttelte sich in behaglichem Gruseln.

«Ja, und dieser Aberglaube hat schon viel Unheil gestiftet —»

«O Charley, erzähle!» bat sie athemlos vor Interesse.

Und Lord Primrose erzählte die kleine Geschichte, nachdem er der Versuchung, die brennenden Wangen seiner reizenden Frau zu küssen, schmähslich erlegen war.

«Der Ring war fünf Jahre im Besitz der Familie gewesen,» begann er, «Maria Stuart war längst eine Gefangene in England, als nach dem schrecklichen Tode des schlimmen Regenten Murray, des illegitimen Halbbruders der Königin Maria, dessen Mutter, die Lady Margareth Douglas von Lechlaren ihre Verwandten auf Primrose-Castle besuchte. Man war schon vorher überein gekommen, daß kein Wort die Parteien des Regenten und der Königin berühren sollte; denn da die Primroses königlich gesinnt waren, Lady Douglas aber, welche überdies im Rufe der Heterie stand, die Person der Königin auf den Tod haßte, so wäre aus einem Streit über die Berechtigung der Parteien eine Feindschaft entstanden, welche bei der heftigen Gemüthsart der Lady Douglas unheilbar werden konnte. Tage vergingen im besten Einvernehmen, als Lady Douglas eines Abends diesen Ring am Finger der Lady Primrose bemerkte. Leichenblaß werdend fuhr sie auf, denn sie kannte das Juwel, das sie täglich an der Hand der Königin gesehen, als diese zu Lechlaren eine Gefangene und sie deren erbarmungslose Kerkermeisterin war. «Was ist das für ein Ring?» stieß sie hervor. Alles schwieg entsetzt, und «was ist das für ein Ring?» kreischte Lady Douglas mit verzerrten Zügen. Nun half kein Bemänteln, denn das Juwel war eben einzig in seiner Art, und die Primroses waren auch viel zu stolz auf dessen Besitz und ihre Gesinnungen, um diese Reliquie zu verleugnen — so erfuhr denn Lady Douglas die Wahrheit. Da richtete sie sich hoch auf. «Hat sie Euch auch verhehrt, die meinem Sohne, dem Sohne König Jacob's V., den Thron gestohlen durch ihr verhaßtes Dasein? Ihr sollt nicht stolz sein auf eine Gabe von ihr — zum Schrecken und Entsetzen soll sie Euch werden. Und darum verfluche ich diesen Ring und verfluche, die ihn tragen und tragen werden in graue Jahrhunderte hinein! Zum Unheil werde Euch der Ring der Maria Stuart, und die sich mit ihm schmücken, sollen eines gewaltsamen Todes sterben, wie mein Sohn, der Regent!» — — — Das ist die Geschichte des Ringes, meine Esther, und der Glaube an diesen Fluch hat sich bis heute erhalten. Deshalb sollst Du ihn nicht anrühren, den Ring, nicht, weil ich an die düstere Tradition einer abergläubischen Zeit glaube, sondern um Dir jenes unwillkürliche Angstgefühl zu ersparen, daß Dich gegen Deinen Willen doch erfassen könnte.»

Lady Esther lachte.

«Ich bin aber gar nicht abergläubisch,» versicherte sie, «nur mag ich gerne solche Geschichten hören, weil es sich so behaglich gruselt dabei. Schade um den schönen Ring —»

«Ich werde ihn abzeichnen und Dir einen genau eben solchen machen lassen.»

«Nicht doch, Charley! Denke nur, ein Surrogat.»

«Eine Copie, Esther!»

«Mein neugeborenes Besitzgefühl von so viel originalen Gütern hat mich bereits vornehm — erhaben über Copien gemacht. Erzähle mir lieber, was der armen Lady Primrose passiert ist, die den Ring bei seiner Verfluchung getragen, und ob sich nach ihr noch Jemand bewogen gefühlt hat, zu probiren, ob es Ernst mit dem Fluche war.»

«Jene Lady Primrose wurde während eines Aufstandes unter dem Regenten Lennox zu Edinburgh erschlagen. Wie die Andern umgekommen sind, magst Du in der Chronik nachlesen.»

«Also hat der Fluch doch gewirkt! O Charley, wie schrecklich! Glaubst Du wirklich nichts davon?»

«Liebes Herz,» sagte Karl Primrose, indem er den Ring wieder einschloß, «Du mußt nicht vergessen, daß die Leute von damals von Vorurtheilen befangen waren und natürlich jeden Unglücksfall auf den Ring schoben.»

«Aber das ist keine Antwort auf meine Frage, Charley!»

«Sagte ich Dir nicht schon, daß es Unsinn wäre, solchen alten, abergläubischen Kram zu glauben?»

«Und doch läßt Du mich den Ring nicht an die Hand stecken?» fragte sie, schelmisch lächelnd, zurück. «O Du aufgeklärter Sohn des neunzehnten Jahrhunderts!»

«Es ist ein eigenes Ding um solche Traditionen, Esther,» erwiderte Lord Primrose nachdenklich. «Wir sind von Geschlecht zu Geschlecht in dem Glauben daran erzogen worden, und meine Eltern, die Beide geistig sehr begabt waren, ließen sich doch nicht irre machen in jenem Glauben. Vor fünf Jahren ereignete sich der letzte Fall mit dem Ringe; meine einzige Schwester braunte darauf, das Experiment zu riskiren. Eines Tages fuhr sie, den Ring am Finger, mit dem Boot hinaus in die spiegelglatte See — und kam nicht wieder. Das Boot wurde auf englischem Boden an's Land geworfen, die Leiche meiner Schwester spülte ein Gewittersturm viele Tage später an's Ufer. An ihrer Hand fanden wir den Ring der Maria Stuart...»

Erschüttert schwieg Esther, und Beide sprachen nicht mehr über die verhängnisvolle Reliquie des Hauses. Lady Primrose drückte ihrem Gatten nur theilnahmenvoll die Hand, und er führte sie weiter, ihr andere Dinge zu zeigen. Bald wanderten sie wieder heiter plaudernd von Zimmer zu Zimmer und kamen zuletzt in einen saalartigen Raum, dessen Rückwände vergoldet und von einer Reihe hoher, schmaler lebensgroßer Portraits unterbrochen wurden.

«Dies ist der Fürstensaal,» erklärte Lord Primrose, «und diese Portraits stellen die gekrönten Besucher des Schlosses dar. Die Bilder sind auf Holz gemalt und als Panneaux in die Wände eingefügt. Die Reihe schließt aber schon mit der Königin Anna und dem Prinzen Charles Stuart, der nach der Schlacht von Culloden, wie seine Ahnfrau, als Flüchtling hier rastete. Hier beginnt die Galerie mit Jacob V., neben ihm ist Maria Stuart, noch in voller Jugendhübsche als weißgekleidete Witwe Franz' II. gemalt — aber mein Gott, Esther, was ist Dir?» unterbrach er sich, als sie, vor dem Bilde stehend, plötzlich todtensblaß werdend, schwankte, als sollte sie umsinken.

«Nichts, nichts — es ist schon wieder vorüber,» sagte sie mit mattem Lächeln, «es war mir plötzlich so ängstlich, gerade wie damals in Trouville, weißt Du noch?» — — —

Nachdem das junge Paar bis Weihnachten eine herrliche Zeit allein auf Primrose-Castle verlebte, fand die Gesellschaft, «die Welt, in der man sich langweilt,» daß die Flitterwochen sich allzu lange ausdehnten, und vereinzelt Wünsch, das Christfest auf Primrose zu verleben, trafen von den nächsten Bekannten des Grafen ein.

«Hélas, ils sont passés, les jours de fête,» seufzte Lord Primrose, als er jene Briefe empfing.

«Es ist ganz gut, wenn Du eine Zerstreung bekommst,» meinte Lady Esther weise; «Du wirst meiner sonst zu schnell überdrüssig,» erklärte sie mit schelmischem Lachen.

«O Du Coaxtochter!» drohte er ihr, «wie sie fest vom Gegentheil überzeugt ist!»

«Wäre ich sonst so glücklich?» sagte sie mit ihrem süßen Lächeln und neigte den reizenden Kopf mit den weichen Wangen auf seine Hand herab.

Lieblosend strich er über ihr vom Jugendschmelz überhauchtes Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

Seafield-House auf Jersey.

Der vorjährige Sommeraufenthalt der Frau Kronprinzessin Stephanie.



Alles, was die anmuthige, geist- und gemüthvolle Gattin des österreichischen Kronprinzen betrifft, interessirt in weitesten Kreisen so aufrichtig, daß wir wohl einem allgemeinen Wunsche entgegenkommen, wenn wir den reizvollen Sitz wiedergeben, auf welchem die Frau Kronprinzessin den September 1887 zur Stärkung ihrer Gesundheit und zur Befriedigung ihres hochausgebildeten Natursinnes verbrachte. Wir sprechen von Seafield-House auf der britischen Insel Jersey; die herrlich gelegene, Mr. le Gros, Viscount of Jersey, gehörige Villa ist bisher nirgends abgebildet worden, und wir danken es einem zur Umgebung der Frau Kronprinzessin gehörigen Künstler, daß wir diese Illustration zu bieten im Stande sind.

Jersey, das alte Caesarea, ist die größte und schönste der Canal-Inseln; sie wird von circa 60.000 Menschen bewohnt; der größte Theil, bei 50.000, wohnt in der Hauptstadt St. Helier. Die Insel dürfte drei Quadrat-Meilen umfassen, besteht aus Granitfelsen und zeigt an ihren Küsten wildromantische Scenerien, malerische, ruhige Buchten und Baien und steil abfallende Felsenwände, an denen die brandende See hoch aufspritzt. Das Innere enthält entzückende Punkte, Thäler und Hügel mit nahezu südlicher Vegetation, köstliche Spaziergänge in schattigen Alleen zwischen idyllischen Landhäusern, umrahmt von Ephen und Fuchsienhecken, blühenden Magnolien

und schlank aufstrebenden Auracarien. Kurzum Jersey ist ein großartiger Park; sein Klima erweist sich mild und gemäßig; man trifft dort weder übergroße Hitze noch Kälte; Schnee, der liegen bliebe, ist eine Seltenheit. Speciell die Villa, welche die Frau Kronprinzessin bewohnte, ist mit einem Garten umgeben und liegt an der Straße zwischen den beiden Hauptorten der Insel, St. Helier und St. Aubin. Die Hauptfassade blickt auf die offene See und auf die zwischen den genannten Orten sich weithin ausbreitende, flache, sandige Küste, welche von der hinter dem Garten auf gemauertem Oberbau fahrenden Local-eisenbahn begrenzt wird.

Hier steigt besonders bei Hochfluth die brandende See bis dicht an die auf der Abbildung ersichtlichen Mauern der Vahutrace und des Gartens der Villa, hinter denen geborgen, es der hohen Frau ein Vergnügen war, dem Spiele der Wellen zuzusehen.

Bei Ebbe tritt das Meer weit zurück, und die Küste gewährt mit ihrem festen, feinen Sandboden eine prächtige, weit in die See sich erstreckende Promenade und einen Fundort allerlei interessanter Algen. Diese »plage« war ein Lieblingsaufenthalt der Kronprinzessin sowohl in früher Morgenstunde wie auch, wenn die Sonne zur Küste ging und durch Wolkengebilde halb verdeckt die herrlichsten Beleuchtungseffekte auf den Spiegel des Atlantis hinauberte.

Sprüche.

Von Wilhelm Goldmann.

«Verloren ging an Dir ein Dichter,
So sagt der Freund.
Ganz anders lautet, was der Richter
Sturmwindel meint.

Der sagt: »Verloren geht kein Dichter,
Das glaube nicht.
Der Sturmwind löscht aus die Dichter,
Doch nicht das Licht.«

*

Wer vor dem Tod nicht zittert, ist ein Held.
Ich räum' es ein. Doch ist's nicht minder wahr,
Daß Todesfurcht nicht Feige bloß befällt,
Denn Jeder stirbt auf eigene Gefahr.

Du brauchst die Menschen nicht sehr zu schelten,
Daß sie nicht wissen, was sie sollen;
Als größeres Uebel muß es gelten,
Daß sie nicht wissen, was sie wollen.

*

Er weiß erstaunlich im Goethe Bescheid,
Rückwärts citirt er den ganzen Faust;
Kein Härlein in all der Herrlichkeit
Blieb von den Burschen ungefaßt.

Respectlos denkst Du dabei an den Gaul,
Der Heu und immer Heu nur frist;
Doch rath' ich, halte hübsch das Maul,
Der Bursche ist ein Germanist.

*



Zum Artikel: Seine und die Frauen.



Heine und die Frauen.

Von Gustav Karpeles.

Wenn man den mächtigen Umschwung, der sich innerhalb der letzten drei Decennien zu Gunsten Heinrich Heine's vollzogen hat, genau kennen lernen will, so muß man sein Verhältnis zu den Frauen in Betracht ziehen. Vor dreißig Jahren wäre es überhaupt nicht möglich gewesen, dieses Thema in einer hauptsächlich für weibliche Leser bestimmten Zeitschrift zu behandeln, und die Thatsache, daß dies heute nicht nur möglich, sondern sogar wünschenswerth erscheint, ist vielleicht das günstigste Symptom für jenen charakteristischen Umschwung der öffentlichen Meinung in Deutschland. Ein angesehenes deutscher Verleger, dem ich vor etwa achtzehn Jahren ein kleines Büchlein: »H. Heine's Frauengefallen« anbot, erwiderte mir unmutig, er habe keinen Verlag für »Eisenbahnlectüre«; die Richtung seiner Unternehmungen sei eine durchaus ernsthafte.

Wenn man heute von Heine's Beziehungen zu den Frauen spricht, wird wohl kaum Jemand die Ernsthaftigkeit des Themas noch in Abrede zu stellen wagen. Auch in dem tugendhaftesten Boudoir kann man nunmehr diese Frage erörtern. Denn die Legende, welche den Dichter als einen Ausbund von Lasterhaftigkeit schilderte, ist längst zerstört. Sein Leben und Schaffen liegen nun offen vor uns, ein objectives Urtheil nicht nur gestattend, sondern im Sinne der anschließenden Gerechtigkeit sogar herausfordernd.

Zwei dichterische Bekenntnisse Heine's nehmen Bezug auf die Frage seiner Stellung zu den Frauen. Sie stehen einander diametral gegenüber, und erst die Erklärung, daß das eine der vierundzwanzigjährige Jüngling, das andere der sterbende Dichter verfaßt, macht uns ihren Inhalt begreiflich. Das erste ist der bekannte Vers:

„Wachte mich nicht, mein schönes Kind,
Und gräß' mich nicht unter den Linden;“ u. s. w.

Das zweite, weniger bekannte, findet sich im poetischen Nachlaß; es betont, daß der Dichter nie als Verführer die heiligen Bande einer Ehe zu zerstören gesucht, und schließt mit den Worten:

„Wahrhaftig, wenn es anders wäre,
Mein Name, er verdiente nicht
In Strahlen in dem Buch der Ehre;
Man bleib' mir spucken ins Gesicht.“

Der poetische Gehalt dieser zwei Gedichte ist ein gleicher — sie sind beide nicht sehr bedeutend — der ethische Werth dagegen ist ein Himmelweit verschiedenes. Sie drücken eben das aus, was ein leichtfertiger Student und dagegen wiederum ein reifer Mann über sein Verhältnis zu den Frauen empfindet und ausspricht. Nicht erst um den Todten, sondern auch schon um den lebenden Dichter spann die Legende ihr Netz, und wie vor vierzig Jahren behaupten noch heute alle Professoren der deutschen Literatur an einem wohlgeordneten Staatsgymnasium, daß Heinrich Heine ein grundschlechter Charakter, und vor Allem ein durch und durch unsittlicher Mensch gewesen sei. Gegen den ersten Vorwurf habe ich ihn hier nicht zu verteidigen, wohl aber möchte über den zweiten Vorwurf etwas zu sagen sein, um den Dichter in den Augen der Frauen in seiner wahren Gestalt erscheinen zu lassen. Heine war nicht mehr und nicht weniger unsittlich, als tausend Andere in seinem Alter, und nur die Berichte falscher oder überreizter Freunde haben jene Legende verfaßt, die aus den Gedichten Heine's, welche dem Cultus der irdischen Liebe gewidmet sind, eine Uebereinstimmung mit seinem Leben gesucht und gefunden haben. Gleichsam vorahndend hatte sich schon in jungen Jahren Heine einmal energisch dagegen gewehrt, daß man bloß aus seinen Gedichten die Geschichte seines Lebens herauszukügeln. Bei ihm trafe das niemals zu, — behauptete er — und man kann im Ganzen und Großen sagen, daß er Recht hat.

Heine war der Dichter der Liebe. Er hatte das Wort für ihre zartesten Ahnungen und verschämtesten Stimmungen, er kannte aber auch ihre wildesten Kundgebungen. Er war nicht schön, aber geistreich, lebenswürdig, sehr witzig und gegen Damen von der größten Höflichkeit. Aber — was das Wichtigste ist — er verbrachte die Hälfte seines Lebens in dem modernen Babel und im Kreise von Frauen, die ihm huldigten und ihn verwöhnten. Und dennoch bestimmte dies Alles nicht sein Schicksal. Er hatte ein enthusiastisches Gefühl für weibliche Schönheit. Die Liebe war ein Element seines Lebens, vielleicht ein Grund-Element, aber durchaus noch nicht jene merkwürdige Leidenschaft, die sein ganzes Wesen durchdrang und in einen großen und schön lodernnden Brand stieg. Es ist wahr, wenn Heine in seinem »Wintermärchen« sagt, sein Herz sei rein und keusch, wie das Feuer, und nicht minder wahr, was er in seinem Buch über Wärme sagt, dessen Haushalt ihn empörte: »Dieses Geständniß mag befremdend klingen im Munde eines Mannes, der nie in das Jolotengeichrei sogenannter Sittenprediger einstimmt und selber hinlänglich verkehrt wurde. Verdienne ich wirklich diese Verkegung? Nach tiefer Selbstprüfung kann ich mir das Zeugniß geben, daß niemals meine Gedanken und Handlungen in Widerspruch gerathen sind mit der Moral, mit jener Moral, die meiner Seele eingeboren, die vielleicht meine Seele selbst ist, die befehlende Seele meines Lebens. Ich gehorche fast passiv einer sittlichen Nothwendigkeit und mache deshalb keine Ansprüche auf Vorbeerkranze und sonstige Jugendpreise. Im Verlaufe seiner Bekenntnisse betont er, er sei nie zu einem Weibe in Beziehung getreten, wenn er nicht dazu begeistert war durch ihre Schönheit, die körperliche Offenbarung Gottes, oder die große Passion, die ebenfalls göttlicher Art, weil sie uns von allen selbstthätigen Kleingefühlen befreit, und die edlen Güter des Lebens, ja das Leben selbst hinopfern läßt! . . . Und die Welt ist am Ende gerecht, und sie vergeißt die Flammen, wann nur der Brand stark und echt ist und schön lodert und lange. . . .“

Dieses Geständniß scheint mir das wichtigste und beachtenswertheste über das Verhältnis des Dichters zu den Frauen zu sein. Die Liebe war

die große Passion seines Gemüths, aber er hat sich nie in seinem ganzen Leben an eine völlig unwürdige gekettet.

Nichts ist charakteristischer für den Cultus der Liebe, wie ihn Heine aufnahm und übte, als jene Scene von überwältigender Tragik, die ein neuerer, englischer Dichter selbst zum Gegenstand eines sehr schönen Poems gemacht hat: ich meine jene Scene seines letzten Spazierganges über die Pariser Boulevards. Es war in den ersten Tagen der Revolution von 1848. Durch die Straßen von Paris wogten die aufgeregten Volkshaufen, während Heine, halb blind, halb gelähmt, an einem Stöckel sich hinziehend, der fernem Heil-Anstalt zufliehend, um aus dem betäubenden Getöse herauszukommen, sich in den nahen Louvre flüchten mußte. Die Räume der großen Bildergalerie waren fast leer, und von andächtigem Schauer erfüllt, trat der Dichter in den Saal ein, wo die antiken Götter und Göttinnen standen. Plötzlich hielt sein Schritt vor dem Ideal der Schönheit, vor der lächelnden Göttin, vor der Venus von Milo. Von diesem Anblick überrascht, bewegt, erschüttert, taumelte der Kranke zurück, bis er in einen Stahl fiel; und heiß und bitter strömten die Thränen über seine Wangen. Das war die letzte Andacht, die Heine in dem Tempel seiner Liebe verrichtete.

Das alte Volkswort: »Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich werde Dir sagen, wer Du bist« — trifft wohl nirgends mehr zu, als bei dem Umgang eines Mannes mit Frauen. Wenn wir die Frauen mußten, zu welchen Heine während seines Lebens in Beziehung gestanden, so werden wir am besten erkennen, wie wenig Berechtigung die feindseligen Argumente der Literaturgeschichts-Professoren haben, und wie nothwendig es erscheint, eine gegentheilige Ansicht zu verbreiten, die dem Dichter mehr gerecht würde.

An der Wiege seines Lebens schon steht eine Frau, deren Name in dem Buch der Dichtermütter verewigt werden wird: Betty Heine. Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß Heine diese Mutter mehr als alle anderen Frauen jemals geliebt hat, daß sie selbst eine höher strebende Natur war, die auch den Sinn ihres Sohnes stets auf das Edle richtete und so nicht wenig zur Entfaltung seiner dichterischen Anlagen beigetragen hat. Mit ängstlicher Spannung folgte sie seinem aufsteigenden Dichterruhm, und noch in ihren spätesten Lebensjahren nahm sie den regsten Antheil an den Schöpfungen ihres berühmten Sohnes. Die ganze Liebe, Anhänglichkeit und Treue, die der gemüthstiefe Poet für seine Mutter hegte, hat er in seinem Gedichte: »Nachtgedanken« ausgesprochen, das seiner Kindesliebe das schönste Denkmal setzt:

„Die alte Frau hat mich so lieb,
Und in den Briefen, die sie schrieb,
Sich' ich, wie ihre Hand gestirret,
Wie tief das Mutterherz erschüttert.“

„Die Mutter liegt mir stets im Sinn,
Hüßlich lange Jahre Rosen hin,
Hüßlich lange Jahre sind verlossen,
Seit ich sie nicht an's Herz geschlossen.“

Nach der Mutter kommt die Schwester, Charlotte Heine, verehelichte von Entbden, die noch heute in körperlicher Frische und geistiger Rüstigkeit in Hamburg im Kreise ihrer Kinder und Enkel lebt. Heine hat seine Schwester sehr geliebt. Man darf es ja heute wohl sagen, er hat sie am Meisten geliebt von seinen Geschwistern, und sie war ihm auch am Meisten ähnlich, sowohl im Gesichtsausdruck, als in der geistigen Begabung, im Witz und im Sarkasmus. Pietätvoll lebt die lebenswürdige Matrone den Erinnerungen an ihren großen Bruder, über den sie zwar nicht gern mit neugierigen Fremden spricht, dessen sie aber doch stets mit Liebe und Verehrung gedenkt. Und nach der Schwester kommt gewöhnlich die Geliebte. Wir wissen leider nur wenig über diese, und was Heine in seinen zahlreichen Gedichten über die ungetreue Geliebte berichtet, wird wohl kaum Jemand durchwegs ernsthaft nehmen. Amalie Heine war ein zierliches, feines Persönchen, mehr anmuthig als hübsch, dem Dichter freundlichst zugethan, aber sie liebte einen Andern und wußte nichts von der Liebe Heine's oder achtete ihrer nicht. Die wehmüthigen Erinnerungen an diesen Jugendtraum haben Heine nie verlassen. Die müßigen Conjecturen, die neuerer Zeit gemacht wurden, um aus dieser Passion eine Doppelliebe philologisch herauszukonstruiren, verdienen keine Beachtung. Wohl aber möchte ich unbedingt Beachtung einem Zeugniß beimessen, welches ich einer ehrwürdigen Matrone verdanke, die Heine als Knaben von siebenzehn Jahren gekannt hat, und die erst vor zwei Jahren aus dieser Welt geschieden ist. Sie war eine berühmte Sängerin, die in ihren Jugendtagen durch ihren Gesang und ihre Schönheit Aller Herzen entflammte. Am Düsseldorfer Stadttheater engagirt, verkehrte Karoline Stern sehr viel im Hause Samjon Heine's, der ja Künstlerinnen mit Vorliebe protegirte. Als die schönste Reminiscenz aus ihrer Jugendzeit bewahrte die greise Künstlerin die Erinnerung an den jungen Heinrich Heine, der ihr damals in einer Romanze, welche auch im »Buch der Lieder« gedruckt ist, seine Bewunderung ausdrückte. Weder die blöde Schen, die solche halbwüchsige Jünglinge einer verehrten Dame gegenüber an den Tag zu legen pflegen — so erzählte mir die greise Frau — noch auch jene zudringliche Keckheit, welche den angehenden Beauvaut kennzeichnet, hatte der junge Heine an sich. Er war von einer entzückenden Liebenswürdigkeit und von einer phantastischen, traumhaften Art, sich zu geben und Frauen zu bewundern. Der kleine Flaum auf seinem Gesichte reizte ihn allerliebst. Und als er auf Befehl seiner Mutter während des Abendessens seine Romanze vordeclamirte, da belebte sich sein sonst so stilles Gesicht bis zu hinreißender Schönheit.

Ich habe diese Bekenntnisse einer ehrwürdigen, alten Frau, wie ich sie aus ihrem eigenen Munde vernommen, nahezu wörtlich mitgetheilt. Sie sind ein Zeugniß für den jungen Heine. Für den Heine der Studentenjahre bedarf es eines solchen Zeugnisses nicht. Ein junger Poet, der noch nichts gegeben hat, als eine Anzahl von Liebesgedichten, den aber eine Frau wie Rahel Baruhagen v. Ense so in ihr Herz schließt, der muß wohl in seinem

Verhältniß zu dieser Frau etwas mehr an den Tag gelegt haben, als man von einem wüsten Gesellen erwarten darf. Wir wissen, welche heilsamen Einfluß diese edle und großherzige Frau auf den Dichter hatte. Sie protegierte ihn nicht bloß, sie erkannte vielmehr seine wirkliche Bedeutung und verbreitete diese Erkenntniß. Auch die andern Frauen aus den Berliner Kreisen, mit denen Heine verkehrte, gehörten zu den bedeutendsten ihres Geschlechtes.

So Elise v. Hohenhausen, Adelheid Junz, Friederike Robert, die idealschöne Gattin des Dichters Ludwig Robert, die auf Gemüth und Geist Heine's unausslöschliche Eindrücke hervorbrachte, und die eine Zeit lang sogar sein Herz wirklich gefesselt hatte. Man muß nur die Briefe des Dichters an diese Frau aus jener Zeit lesen, um sich darüber klar zu werden, welche Verehrung er für das weibliche Geschlecht überhaupt empfand, wie er seine Beziehung zu diesen Frauen auffaßte, und was diese Frauen hinwiderum ihm entgegenbrachten.

Die Sturm- und Drangperiode im Liebesleben Heine's beginnt wohl im Jahre 1827 und erstreckt sich etwa bis 1835. Wir wissen nur wenig über seine Beziehungen zu Frauen in jener Zeit. Aber wir können ruhig annehmen, daß es nicht eben lauter ideale Frauengestalten sind, welche damals seinen Lebensweg kreuzten. Wir glauben dem Dichter, was er einer Dame zürst:

„Emma, sage mir die Wahrheit,
Ward ich thöricht durch die Liebe?
Oder ist die Liebe selber
Nur die Folge meiner Rareheit?“

„Ach, mich quälst heute, Emma,
Nur ein meiner Liebe,
Nur ein meiner Eitelkeit
Ebenreicht noch dies Dilemma.“

In der Grundfrage des Gedichtes liegt aber eine tiefe Wahrheit, und erst die Bekanntschaft mit einem Mädchen, deren Wege eigentlich von denen der Heldinnen der „Neueren Gedichte“ nicht gar zu weit ablagen, machte diesem Herzensabbath ein jähes, aber gründliches Ende. „Haben Sie das hohe Lied des Königs Salomo gelesen,“ so schrieb Heine 1835 an seinen Freund August Lewald, „nun, so lesen Sie es nochmals, und Sie finden darin Alles, was ich Ihnen heute sagen könnte.“ Aus diesem hohen Liede aber citirte der Dichter damals beifolgend, wie mir einer seiner Freunde erzählte, jene Stelle, die man als die Perle des erhabensten Liebesgedichtes betrachten darf:

„Stark wie des Steuens Paas ist die Liebe!
Reiz wie die Hölle hält heiße Minne;
Ihre Ruten sind Feuerzünchen,
Sind Flammen Gottes, Gewaltige Wasser
Können nicht löschen die Liebesgluth,
Nicht Ströme können hinweg sie führen.
Wenn Einer löte all sein Vermögen
Um die Liebe — man würd' ihn verhöhnen.“

Als ihn eine befreundete junge Dame damals um ein Autograph für ihr Album bat, schrieb der Dichter zunächst diese Worte hin. Dann aber zerriß er das Papier und sagte: „Nein, es wäre schade um den schönen Vers, den man ja doch nur verstehen kann, wenn man selbst in den Banden einer solchen höllenischen Minne steckt.“ Diese Liebe empfand aber Heine für seine Frau, Mathilde Crescentia Mirat, sein ganzes Leben lang, und noch am Abend seines Lebens sagte er zu einer Freundin:

„Ich habe eine seltene Frau, die ich unaussprechlich geliebt, dreizehn Jahre hindurch mein eigen genannt, ohne einen Moment des Wenigerliebenden, ohne Eifersucht, in unwandelbarem Verständniß und in vollster Freiheit. Kein Versprechen, kein Zwang anderer Verhältnisse band uns aneinander, und erst spät habe ich, um meine Frau nach meinem Tode sicher zu stellen, die gesetzliche Legalisation meiner Ehe nachgeholt. Ich erschrecke jetzt in meinen schlaflosen Nächten noch oft vor der Seligkeit dieses Lebens; ich schändere entsetzt zusammen vor dieser Glückesfülle.“

Man kann auch diese Worte für ein Leitmotiv im Liebesleben Heine's annehmen, und man muß sich ihrer immer und immer wieder erinnern, wenn man über seine Ehe spricht und schreibt, um die volle Bedeutung zu erfassen, die dieses Verhältniß für den Dichter gehabt hat. Wir sehen dann den Menschen Heine doch in einem ganz andern Lichte, als wir ihn bisher zu betrachten gewohnt und vielleicht auch geneigt waren; wir haben den Schlüssel gefunden zum Verständniß dieses seltsamen und merkwürdigen Charakters, in dem sich Herzengüte und vernichtende Ironie, Edelmut und Egoismus in eigenartiger Mischung vereinigt haben, der aber im Grunde des Herzens doch ein wirklich guter Mensch war. Auch die andern Frauen in Heine's Lebenskreis während der Pariser Jahre gehörten mehr jener Richtung an, für die in jungen Jahren Rahel und die Frauen der Berliner Salons geradezu typisch geworden sind. Die reizenden Geständnisse der kleinen Gewatterin, Frau Karoline Zaubert, über Heine sind dem Publikum bekannt; wie eine gütige Fee wachte sie über den geliebten Dichter. Auch die schöne Frau mit der großen Seele, die Fürstin Christiane Belgiojoso war ihm in diesen Jahren eine treue und aufrichtige Freundin, nicht minder die größte Dichterin ihrer Zeit, George Sand, die sich an seinem Geist wie an seinem Gemüth gleich sehr erfreute. Nach der anderen

Seite aber bildeten den Gegensatz seines Umgangs mit Frauen hauptsächlich die Freundinnen seiner eigenen Frau: christliche Gewürzkrämersgattinnen, griesebrämige Pensionsmütter und im günstigsten Falle Damen, wie die flammenäugige Elise, die Gattin eines Pariser Bondivants und Circus-directors. Erst an seinem Sterbebette tritt uns wieder eine Frauengestalt entgegen, die in ihrem Leben und Weben etwas von der Liebespoesie Heine's selbst verkörpert — die Mouché oder, wie sie sich selbst nennt, Camilla Zelden.

Es ist ein eigenthümliches und tief ergreifendes Gesändniß, welches Heine in seinen „Florentinischen Nächten“ macht. Er gesteht dort, daß er eigentlich in seinem ganzen Leben nur Marmorstatuen und todte Frauen geliebt habe. Und in der That! Wenn man dem poetischen Knaben, der zum erstenmale eine Bildsäule in wilder Gluth inmarirt, auf seinem Lebensweg folgt, wenn man sich der todten Veronika, der blaffen Marie, der kleinen Vercy und so vieler anderer Gestalten seiner Dichtungen erinnert, wenn man den sterbenden Dichter vor dem Standbilde der Venus zum letztenmale niederfallen sieht, so wird uns dieses Gesändniß begreiflich. Jünger als je hängt Heine hier mit der Romantik zusammen. Wie charakteristisch ist es für den Dichter, daß er seine poetische Laufbahn mit Traumbildern beginnt, und daß ein Traumbild, das von der Passionsblume, sein Leben auch beschließt!

Man sollte nun meinen, daß ein Dichter, der solchen romantischen Schatten nachjagt, das Leben und somit die Frauen gar nicht gekannt habe. Weit gefehlt! Heine hat die Frauen gekannt, und er hat dies mehr als zur Genüge auch in den Frauengestalten gezeigt, die er uns vorführt.

Jwar die Zuleima und Maria seiner Dramen sind nur romantische Schemen; wie lebendig und plastisch aber sind die Lady Mathilde und die Signora Francesca seiner „Reisebilder“. Da ist Alles wahr, natürlich und erlebt. Man kann sagen, es sind dies neben Gumpelino und Hirsch-Hyacinth die plastisch wahrsten Gestalten seiner „Reisebilder“. Und die züchtige Rabbinderfrau Sarah aus Dacharach am Rheine ist gleichfalls ein entzückendes Genrebild voll Anmuth und historischer Wahrheit. Und Keiner hat tiefer, als er die psychologische Wahrheit, die Anmuth und Herzensreinheit der idealen Frauentypen Shakespeares erkannt, Keiner sie mit mehr Begeisterung geschildert. Läßt man diese Frauengestalten an sich vorüberziehen, so beklagt man es doppelt, daß Heine nicht die Ruhe zu einer künstlerisch geschlossenen Schöpfung in späteren Lebensjahren gefunden hat. Sicher würde den Mittelpunkt derselben eine Frauengestalt gebildet haben, in der er alles Große und Bedeutende, allen Humor und alle Poesie verkörpert hätte, die ihm zu eigen waren, und die er in kleiner Münze ausgab, so oft er auf das unerforschliche Thema: Frauen, Liebe und Ehe zu sprechen kam.

Man könnte ein recht stattliches Bündel Lichtstrahlen aus seinen Werken zusammenstellen, welches von diesen drei Kapitalfragen handelt. Dabei würden natürlich oft die entgegengesetzten Ansichten zum Ausdruck kommen. Aber wie schwer würde man dem Dichter doch wiederum Unrecht thun, wollte man aus diesen Gedankencapricios und übermüthigen Sprüngen einer Dichterkanne die wahren Ansichten des Menschen herauslesen. Denn er einmal zu der Erklärung der Liebe ein physikalisches Phänomen oder ein historisches Factum heranzieht, so ist das eben so geistreich, wie wenn er beim Lesen der Weltgeschichte, so oft ihn da irgend eine That oder Erscheinung frappirt, stets das Weib sehen möchte, das als geheime Triebfeder dahinter steckt. Er, der in seiner Ehe das einzige wahre Glück seines Lebens gefunden hatte, vergleicht ein anderes Mal Joden, der heiratet, mit dem Dogen von Venedig, der sich mit dem Adriatischen Meer vermählt: „Er weiß nicht, was dem ist, was er heiratet: Schätze, Perlen, Ungethüm, unbekannte Stürme.“

Die Aussprüche und Gesändnisse, die er in guten Stunden über das Mysterium der Liebe macht, sind von tiefer Menschenkenntniß und Lebenswahrheit erfüllt. „In der Jugend,“ sagte er einmal, „ist die Liebe stürmisch, aber nicht so stark, so allgewaltig, wie später. Auch ist sie in der Jugend nicht so dauernd, denn der Leib liebt mit, und leidet der Seele allen Ungestüm seines Blutes. Später, wenn das Blut langsam in den Adern sickert, wenn der Leib nicht mehr verliebt ist, liebt die Seele ganz allein, die unsterbliche Seele. Und da ihr die Ewigkeit zu Gebote steht, da sie nicht so gebrüchlich ist, wie der Leib, nimmt sie sich Zeit und liebt nicht mehr so stürmisch, aber dauernder, noch abgründlicher, noch übermenschlicher.“

Hier finden wir den Heine des „Romanzeros“ und der letzten Gedichte wieder, dem noch auf dem Sterbebette die Passionsblume in ein Traumbildniß sich wandelt und in einen erhabenen Traum, in dem er die großen, ewigen Gegensätze der Weltgeschichte, „des Griechen Lullian und den Gottgedanken Judäas“ wunderbar vereinigt sieht durch Frauenliebe, so daß die Frauen eigentlich berufen seien, den Streit der Wahrheit mit dem Schönen zu schlichten. Das ist die letzte Huldigung, die der Dichter dem weiblichen Geschlecht darbringt, das er zu allen Zeiten innig verehrt hat.

Man kann wohl sagen, daß diese Verehrung auch alle Zeit eine gegenseitige gewesen ist, und daß, so lange edle Frauen leben, sie sich an den wohlthätenden Weisen des „Buches der Lieder“ erfreuen, erheben und mit jener gütigen Liebe, die ja auch zuerst in einer Frau sich verkörpert hat, auch alle Fehler und Schwächen des Dichters nachsichtig beurtheilen werden.



Die Geschichte einer Schönheit.

Nach Thatfachen erzählt von Hans Wachenhusen.

[Fortsetzung.] *



XI.

Am nächsten Morgen bestieg Chevalier Foiz, ein hübscher junger Mann, einen der am Ufer von Mentone liegenden Nachen.

Er, der Sohn eines pyrenäischen Großgrundbesizers, war es gewesen, der Cordelia in Paris, wo er sie am Arm eines nach seiner Ueberzeugung ihrer nicht würdigen Begleiters sah, in zwar nicht zudringlicher, aber sie doch beunruhigender Weise verfolgte, der, abgerufen von dort, sie aus den Augen verlor und sie in Monte Carlo an der Seite Pablo's, seines einstigen Schulkameraden in einem pyrenäischen Collège, wieder fand.

Er hatte, seit er das Collège verlassen und in Paris erzogen worden, während seiner Besuche im väterlichen Schlosse von Pablo San Juan als einem wilden, gewaltthätigen Menschen reden gehört; er hatte von Pablo's Theilnahme an seines Vaters Schmuggelwesen erfahren, der verarmt sich von Spanien auf sein Besitzthum in Andorra zurückgezogen und hier selbst die milizpflichtigen, verwegensten Männer gegen hohen Sold als Contrabandisten geworben. Er sollte, von den Felsenfuchsen Andorras geschickt, den Douane-Truppen der beiden Nachbarstaaten Hohn bietend, wieder großen Reichthum gesammelt, aber einen jähen Tod gefunden und seinem Sohne Alles überlassen haben.

Pablo, so hatte man ihm erzählt, sollte des Schmuggel-Geschäftes müde geworden sein und als Anführer eines Trupps im Carlisten-Kriege eine Rolle gespielt haben. De Foiz war ihm nach Niederwerfung des Aufstandes in dem spanischen Spielbade flüchtig begegnet, aber Beide waren einander fremd geworden. Jetzt hatte er auf seiner Reise in den spanischen Häfen, an der algerischen und sicilianischen Küste von einem Grafen San Julian y Setubal und seiner schönen Gattin erzählen gehört und hier endlich in der letzteren zu seiner Ueberraschung dieselbe wieder erkannt, die er bei seiner Rückkehr nach Paris vergebens gesucht.

Pablo ein Lovelace, ein Frauenfreund, ein Ehemann! De Foiz trotz seines Egoismus, bedauerte das reizende Weib an seiner Seite; er hielt sich fern, nur beobachtend, und sah, wie begründet sein Mitleid mit ihr, als er den Schulfreund an den Spieltischen als den waghalsigsten Pointeur wieder fand. De Foiz, ein Mann, den die feinste Erziehung eine vollendete Selbstbeherrschung gelehrt, der mit kühler Berechnung seine Chancen zu messen gewohnt war, mied Pablo's Nähe. Wie eng auch der Raum auf dem Plateau von Monte Carlo, er wußte Pablo anzunäheren, ohne ihn aus den Augen zu verlieren. Er beobachtete auch die Dulderin, die auf dem Schiff wie eine Gefangene lebte, und das Glück schien ihm günstig.

Er war es, der, als Cordelia im Spielsaal ohnmächtig zusammenbrach, hinzusprang, der, während Pablo um hohe Summen kämpfte, ihr mit ritterlichem Zartgefühl seine Hilfe ließ, sie, unerkannt von der noch immer halb Betäubten, zum Bahnhof geleitete und dann zurückkehrte, um Zeuge der Spiel-Katastrophe zu sein, die eben Pablo getroffen, als er wieder in die Säle trat . . .

Am andern Morgen, im hellsten Sonnenschein an der »Sirena« anlangend, beehrte er, den Capitän zu sprechen, dem er eine Ordre des Grafen San Julian überbringe. Man ließ die Treppe nieder, ein alter, rauher Seemann, ein Dalmatiner, trat ihm entgegen, und De Foiz überreichte ihm das Papier mit dem Bemerkten, er sei seit gestern durch Kauf der Besitzer des Schiffes mit Allem, was darauf.

»Benissimo!« antwortete gleichgiltig der Alte. »Aber die Gräfin? . . . Sie ist krank, höre ich!«

»Graf Pablo wird sie in Ajaccio abholen, wohin ich noch heute unter Segel zu gehen wünsche.«

Der Alte schaute nach dem Winde aus.

»Va bene!« sagte er. »Es soll klar gemacht werden!«

De Foiz setzte sich auf einen Biegestuhl des Verdecks und sah mit Ruhe den Vorbereitungen zu. Die kleine Mannschaft war des Mühsigseins satt und ging bereitwillig an ihre Arbeit. Ein Schiffsjunge brachte ihm die Meldung, der Koch werde erst am Nachmittag aus der Stadt zurück erwartet, und so lange werde man auch auf eine starke, günstige Brise warten müssen.

De Foiz mußte sich fügen. Aufmerksam horchte er, als die erste Unruhe der Mannschaft vorüber. Im Innern des Schiffes herrschte die tiefste Stille; er begriff die Ursache. Die Herrin des Fahrzeuges mußte dasselbe gestern Abend in trostlosem Zustande erreicht haben; er wollte sie nicht belästigen, ihr nur mit äußerster Schonung sagen, was geschehen sei, sobald sie sich freiwillig zeige.

Sonderbar erschien ihm der Mangel jeder Privat-Bedienung an Bord, mit der er sich in Beziehung hätte sehen können. So ließ er sich denn endlich durch den Schiffsjungen in die Kajüte des Grafen führen, in der er ein Meisterstück des Geschmacks fand, streckte sich auf den Divan und nahm eins der auf dem Tische liegenden Bücher zur Hand.

Alles blieb still im Innern des Schiffes. Aber er befand sich in seinem Eigenthum und wünschte nur Eins: daß das Schiff in See gehe. Erst dann wollte er die inneren Räume besichtigen und — ihr begegnen, die doch zweifellos an Bord sein mußte.

Die Stunden schlichen ihm träge hin; endlich durch das Fenster hinanschauend, sah er ein Boot sich nähern. Der Mann darin mußte der erwartete Koch sein. Und so neigte sich schon die Sonne, als er endlich eine Bewegung auf dem Verdeck über sich hörte und hinausstieg.

Der Anker wurde aufgezogen, die Segel blähten sich; das Commando ertönte von der kleinen Brücke, und mit scharfem Bug schoß die Yacht in die See hinaus.

Erst jetzt löste sich die Spannung, in welche ihn die Situation schließlich doch versetzt; jetzt erst war er Herr derselben, und jetzt erst sah er ein weibliches Wesen auf dem Verdeck erscheinen, das mit allen Zeichen der Ueberraschung zu dem Capitän trat und zu ihm hinauf rief.

»Haben Ordre, in See zu gehen!« antwortete ihr dieser barsch.

Die Provenzalin blickte verwirrt umher, als suchte sie den Grafen; sie sah nur den fremden, jungen Mann, der ihr den Rücken wandte und über das Meer hinschante; und so verschwand sie wieder. Der Himmel dunkelte inzwischen schnell; die Tramontane setzte am Ufer ein. Sie wirbelte den Staub auf. Das Schiff suchte vor ihr die Höhe zu gewinnen und senkte den Bug in die Schaumwellen, die sich an ihm aufbäumten.

XII.

Cordelia befand sich seit dem Abend in einem Zustande, der die alte Dienerin die Nacht hindurch schlaflos an ihrem Lager gehalten. Diese wußte wohl, was geschehen; auch sie hatte seit Wochen heimlich beobachtet, was zwischen dem Grafen und ihrer armen Herrin vorging.

* Die bisher erschienenen Fortsetzungen werden neu eintretenden Abonnenten auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Diese lag jetzt Stunden lang regungslos, nur ihr Athem verrieth, daß sie lebe. Dann öffnete sie wohl die klagen, müden Augen, starrte zu der niederen Decke auf, senkte die Wimpern und fiel wieder in eine Betäubung, in der kein Laut von ihren halb geöffneten Lippen kam.

So lag sie noch am Morgen, die weißen, blutlosen Hände über der Brust gefaltet, und wenn die Dienerin sich beschwörend über sie beugte, um ihr bittende Worte zu sagen, ihr eine Erfrischung, eine Stärkung zu bieten, wies Cordelia mit einer stummen Bewegung des Kopfes Alles von sich.

Erst als am Nachmittag das ihr wohlbekannte Geräusch auf dem Deck sie weckte, horchte sie heimlich. Als sie den Anker aufwinden hörte, erhob sie das bleiche Gesicht, doch sie senkte es wieder; sie wagte nicht, sich zu erheben.

Alles, Alles, was geschehen, war ihr seit gestern Abend hundertmal in den düstersten Bildern erschienen. Die Mutter... und er, Pablo! Sie schloß immer wieder die Augen vor diesem entsetzlichen Gesicht; sie wußte, sie sei verloren, verlassen, wieder allein in der weiten, kalten, herzlosen Welt!

Aber ihr zerrütteter Geist kam zu keinem Entschluß. An's Land zurückkehren, der Mutter begegnen, deren Vergehen so klar vor ihr stand, diesem Elenden, der sie betrogen, bestohlen, und endlich Pablo... Sie sah immer wieder diese beiden Weiber, sah ihn, wie er mit wüstem, von der Leidenschaft des Spiels verzerrtem Antlitz dagefesselt... Sie fühlte es: er war verloren, dem Untergange geweiht!

Diese letzte Vorstellung brachte ihr Thränen; sie wollte aufrspringen, ihm zur Rettung eilen. Aber er war so kalt, so empfindungslos gegen sie geworden: sie war ihm nichts mehr gewesen, nichts. Und so blieb sie denn regungslos auf ihrem Lager.

Als sie den Anker aufwinden hörte, war sie überzeugt, daß Pablo zurückgekehrt sei. Der Gedanke tröstete sie; aber sie wagte nicht, ihren Gatten aufzusuchen. Die Bewegung des Schiffes sagte ihr, daß dasselbe in See gehe; sie athmete erleichtert auf, denn es trug ja ihn und sie von dieser schrecklichen Küste fort.

Sie zog die Dienerin an ihr Lager, richtete sich auf und bat, sie solle nach Pablo sehen und ihr Nachricht bringen. Und die Dienerin ging, nicht ohne ahnende Besorgniß. Sie kehrte zurück mit der Meldung, der Graf habe Ordre zur Abfahrt gegeben; er selbst sei wohl in seiner Kajüte, denn er werde ermüdet sein; es sei aber noch ein fremder Herr mit ihm an Bord gekommen, und wenn sie sich nicht täusche, derselbe, der ihr in ihrer Ohnmacht so artig geholfen habe.

Cordelia erinnerte sich eines solchen nicht. Der Gedanke, daß Pablo an Bord zurückgekehrt, gab ihr einige Beruhigung. Sie erhob sich, aber todbleich und matt. Sie nahm sogar die Erfrischungen, die ihr die sorgsame Dienerin brachte.

Und wie sie dasaß, ringend nach Fassung, ward es wieder Nacht, eine lange, lange Nacht, vor der ihr bangte. Aber sie hoffte, daß die Erschöpfung ihr wenigstens Schlummer bringen werde.

Wirklich fand sie diesen, als die Nacht dem Centrum des an der Küste tobenden Sturmwindes entging, in dem leichteren Wiegen des Schiffes; sie schlief bis zum hellen Morgen, und ein mattes Lächeln dankte der vor ihr stehenden Dienerin. Sie sah nicht deren ernstes, besorgtes Gesicht, als sie zu ihr sagte:

»Heute sollst du mich ruhig finden! Ich fühle die Kraft in mir, dem zu begegnen, was das Schicksal mir beschieden haben sollte!« Sie hatte nämlich in ihrer Resignation den Entschluß gefaßt, dennoch heimzukehren, wenn Pablo ihrer überdrüssig wäre. In Ruhe und Fassung wollte sie ihm Lebewohl sagen, von ihm nicht einmal die Mittel zu der weiten Reise annehmen, denn der Werth seiner Geschenke reichte für diese aus. Was ihrer drüben warten mochte, das war allerdings trostlos genug; selbst auf die Mutter mußte sie verzichten, an die sie vor wenigen Tagen noch gedacht; aber sie war dann wenigstens auf heimischem Boden, und die Zeit sollte sie vergessen lehren, was sie gelitten.

In dieser Stimmung betrat sie endlich das Deck, um die frische Seeluft zu athmen und Pablo zu begegnen; erschreckt aber hemmte sie den Fuß, als sie dessen ansichtig ward, vor dem sie stets geflohen. Bleich, mit festgeschlossenen Lippen starrte sie ihn an, als er, sie gewahrend, auf sie zuschritt und sich respectvoll verbeugte.

»Ich bitte um Verzeihung für meine Gegenwart,« begann er, in der Sicherheit schwankend, mit der er ihr entgegenblickte, und die Hand auf das Herz legend, durch seinen Blick ergänzend, was er hiedurch andeuten wollte — sein Mitgefühl für das Leiden, das auf ihren Wangen stand, — fuhr er fort: »Ich stehe hier an Pablo's, meines Jugendfreundes Stelle, der mir diese Vollmacht gegeben, doch seien Sie überzeugt, daß ich von derselben nur nach den Gesetzen eines Cavaliers Gebrauch machen werde!«

»An... Pablo's Stelle!« Klang es von ihren farblosen Lippen, ohne daß sie wagte, De Foix anzuschauen. Mechanisch nahm sie das Papier, das er ihr reichte.

Es entfiel ihrer Hand; von Neuem ihrer Fassung beraubt, vermochte sie kaum, sich aufrecht zu halten.

Und dennoch errang sie diese Fassung wieder; es war das ja ein letzter Schlag!

»Wo ist... Pablo?« fragte sie kaum vernehmbar.

»Er hat die Riviera verlassen; wohin er ging, ich weiß es nicht!«

Auch das traf sie wie ein Keulenschlag; aber es mahnte sie, daß sie auf sich selbst angewiesen. Sie maß ihn entschlossen mit strafendem Auge.

»War es eines Cavaliers würdig, ein verlassenes, hilfloses Weib hier auf das offene Meer hinauszuführen?« fragte sie. De Foix senkte den Blick vor dieser Frage; doch er richtete sich auf.

»Auch das geschah nach Pablo's Wunsch!« antwortete er, nicht ohne Bittern der Stimme.

Cordelia schwankte; sie führte die Hand an die Stirn, als suche sie ihre Sinne zusammen zu halten, um dies zu fassen. »Mit Allem, was an Bord,« hatte sie gelesen, und das gab ihr einen furchtbaren Aufschluß.

(Fortsetzung folgt.)

G l ü c k i m T r a u m e .

Von Martin Greif.

Jüngst im Traume stieg ich wieder
In das ferne Jugendthal,
Wo ich sang die frohen Lieder,
Wo ich litt zum erstenmal.

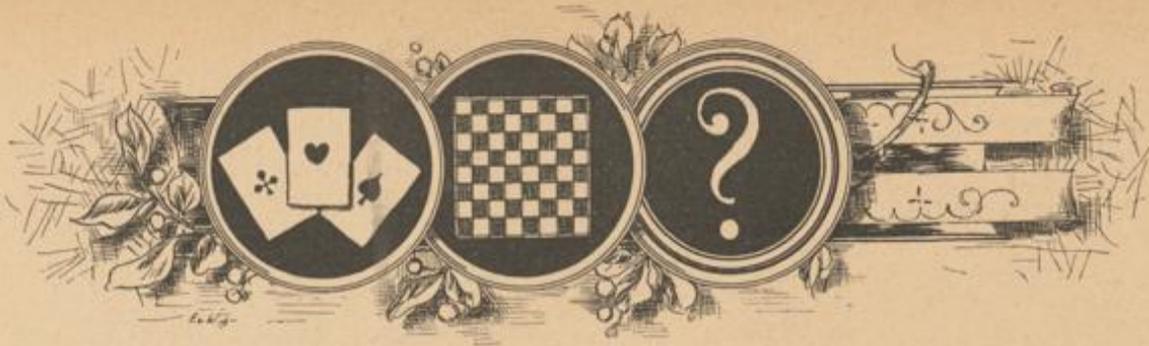
Mir entgegen sprang die Welle,
Die sich heimlich dort genährt,
Und in wolkenloser Helle
Stand der Himmel wie verklärt.

Und ich hatte sie gefunden,
Die ich einst so heiß geliebt,
Und das Däster war geschwunden,
Das mir jede Lust getrübt.



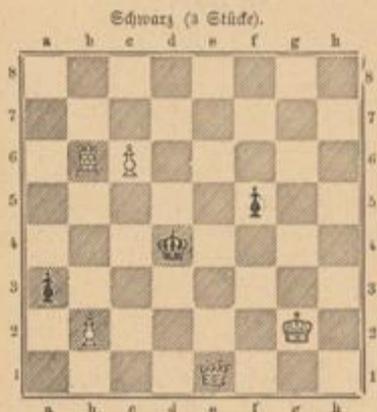
Martin Greif.





Schach.

Problem Nr. 6 (Capriccio).
Vom Schach-Redacteur.



Schwarz (3 Stücke).
Weiß (5 Stücke).
Weiß nimmt den letzten Zug zurück und setzt dann in 2 Zügen mat.

Lösung des Problems Nr. 4
in Heft 5 (Erlin).

- Weiß: 1. L. a8-c4
2. L. e4-b7
3. L. b7-a6† mat.
- Schwarz:
A. 1. . . . K. e4-c5
2. T. a3-a5† K. c5xc4
3. L. e4-d5† mat.
- B. 1. . . . K. e4-b5 (d4-d5)
2. L. e4-d3† K. b5xc5
3. T. setzt mat.

In diesem meisterhaft angelegten Zugzwangs-Problem repräsentiren die Einleitungszüge: 1. L. a8-b7, c6, h4 und 1. K. e7-c6 sehr harte Verführungsspiele, deren Paraden gar nicht leicht zu finden sind.

Magisches Quadrat.

Von Agnes.

A	A	E	E	E
E	E	E	E	G
G	G	J	N	N
N	N	R	R	R
R	S	T	T	U

Bei richtiger Gruppierung der Buchstaben ergeben die fünf Horizontal- und Verticalreihen der Reihe nach:

1. Einen Volkstamm.
2. Ein Organ des tierischen Körpers.
3. Ein Verhältniswort.
4. Einen unangenehmen Aufenthaltort.
5. Einen ruhigen Fruchtgenuß.

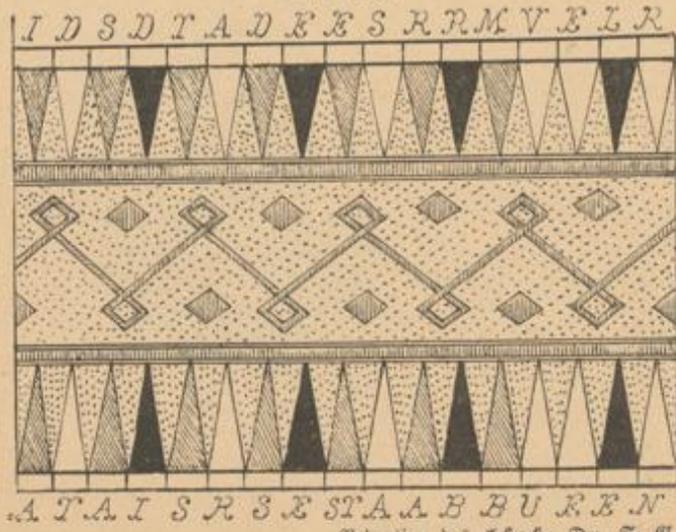
Homonym.

Von N. Combat.

Der Mann soll sich's im Kampfe um das Leben,
Und jede Frau — in ihrem trauten Heim,
Gott aber soll's zur rechten Zeit uns geben,
Denn es belebet uns'res Brodes Keim.

Mosaik-Problem.

Von Alexis.



Redaction des Schach: Dr. S. Gold — der Räthsel: J. D. Germanicus.

Räthsel.

An den ?

Und bist Du auch die kleinste aller Kronen
Und selten nur aus Gold, bei allem Glanz,
Ich preise Dich: Zu schirmen und zu schonen,
Das Amt der Krone, Du erfüllst es ganz.

Er mag getrost sich jeder Spitze stellen,
Der fest und stramm auf seinem Haupt Dich hält,
Und kann er nicht zu Fürsten sich gesellen,
Er hat doch seinen Werth in dieser Welt.

Mit seinen Brüdern schafft er allerwegen
Des Guten und des Nützlichen gar viel;
Doch geht er seinem Werk mit Dir entgegen,
Ist oft die schönste Hand dabei im Spiel.

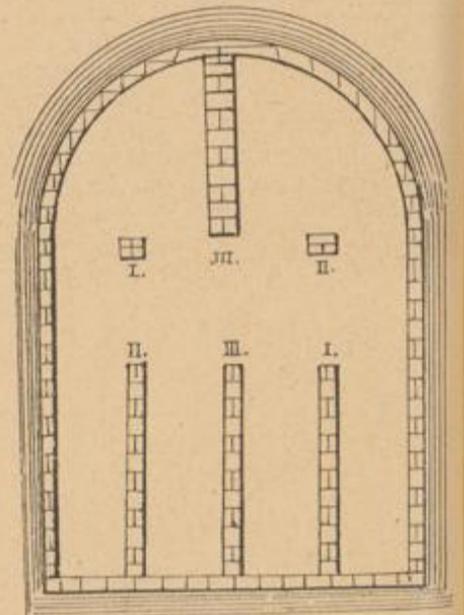
J. D. Germanicus.

Bautechnisches Problem.

Die nebenstehende Zeichnung zeigt ein Bassin, in welchem die Punkte

- I mit I
- II mit II
- III mit III

durch Stege so zu verbinden sind, daß kein Steg einen anderen oder das Mauerwerk kreuzt.



Homonyme Redewendungen.

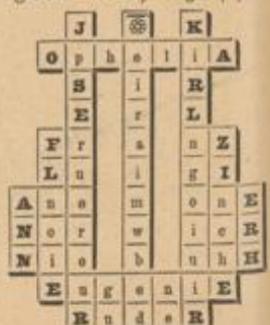
Von Agnes Pafanuf in Döbling.

1. Wer mit einem — — ungeschickt hantirt, — — leicht in Verlegenheiten.
2. Das eigenmächtige — — des Markt-Commissärs gab den Damen der Gasse Anlaß, daß sie ihn einen Tyrannen — —.

Lösungen der Räthsel in Nr. 5.

- Anagramm: „Abonnten.“
Stichrahmen-Problem: „Uebung macht den Meister.“
(Man folgt dem Laufe des Festgarns vom Knoten bis zur Kadel und findet so die Buchstaben, welche den obigen Satz ergeben.)
Logogriph: Elefant — Elegant
Scherzräthsel: Recensenten.

Form-Arithmogriph:



Josef Panzer — Karl Bleher

Die Mode vor 20 Jahren.



Mit Verwunderung dürfte der Blick unserer jüngeren Leserinnen auf der Illustration haften, die eine Verkleinerung eines Modenbildes aus dem Jahre 1866 ist, und lächelnd werden die Damen von heute, besonders jene, die das Zeitalter der Crinoline nicht mehr erlebt haben, ausrufen: »Und diese schrecklichen Gestalten sind nicht ausgelacht worden? Wie konnte man sich nur mit einem solchen Aufwande von Geschmacklosigkeit anziehen?« — Die Antwort auf diese Frage ist sehr einfach: es war Mode, und es ist höchst wahrscheinlich, daß unsere heutige Mode nach Ablauf von zwei Jahrzehnten, vielleicht schon früher, dieselbe ironische Kritik herausfordern wird. Daß die Damen trotzdem verführerisch aussehen konnten, beweist uns die Thatsache, daß die uns jetzt lächerlich erscheinende Mode die Herrenwelt nicht abgehalten hat, sich in ihre Trägerinnen zu verliehen, genau so wie heute.

Das Bild, welches wir der Freundlichkeit des Herrn Paul von Schönthan in Berlin verdanken, dürfte übrigens noch nach einer anderen Richtung interessiren. Eine Vergleichung desselben mit Modebildern aus der Gegenwart zeigt den colossalen Fortschritt, den die letzteren gemacht haben. Damals kindlich — unbeholfen, stark an die Caricatur grenzend, sind sie heute wohl berechtigt, Anspruch auf künstlerischen Werth zu erheben; sie dienen nicht bloß dem praktischen Bedürfnisse, sondern erfreuen auch das ästhetisch gebildete Auge, ein Umstand, der gewiß nicht unterschätzt werden darf. Wenn Gustav Freitag sein »Soll und Haben« heute geschrieben hätte, so dürfte es ihm wohl kaum mehr in den Sinn gekommen sein, das Modebild als den Inbegriff der Geschmacklosigkeit zu bezeichnen.

Hygienische Briefe.

II.

Unter den mannigfachen und wichtigen Verrichtungen, die der Haut des Menschen im Dienste des Gesamtorganismus obliegen, ist eine der wichtigsten ihre Mitwirkung bei der Regulirung der Körpertemperatur. Die Beständigkeit der letzteren ist beim Menschen eine Lebensbedingung: der Mensch ist nämlich ein Warmblüter, d. h. er gehört zu jener Gruppe von höheren Wirbelthieren, die vermöge eines intensiven Stoffwechsels verhältnißmäßig große Wärmemengen erzeugen und mit Hilfe gewisser Einrichtungen den Stand ihrer Temperatur auf einer für jede Species bestimmten, nur geringen Schwankungen unterworfenen Höhe zu erhalten im Stande sind, unabhängig von der Temperatur des Mediums, in welchem sie leben. Die durchschnittliche Temperatur im Innern des menschlichen Körpers beträgt zwischen 37°, und 38 Grad Celsius; sie bleibt dieselbe in jedem Alter, in jeder Jahreszeit, bei beiden Geschlechtern; eine dauernde Erhöhung oder Erniedrigung dieses Temperaturstandes von außen her bedroht das Wohlbefinden und das Leben des Individuums; ein solcher Wärmeabfall oder Wärmeanstieg, aus inneren Ursachen entstanden, deutet auf eine schwere Störung im Mechanismus der Lebensfunctionen.

Nun ist aber die im Körper producirte und die von außen einwirkende Wärmemenge, und namentlich die letztere, zu verschiedenen Zeiten

höchst ungleich, so daß alsbald ein Ueberschuß oder ein Mangel entstehen würde, wenn nicht, wie schon erwähnt, der Körper des Menschen die Fähigkeit hätte, durch gewisse Vorrichtungen das Gleichgewicht aufrecht zu erhalten. Ist die Außentemperatur hoch, so daß wir zu wenig Wärme abgeben können, dann vermindern wir unseren Stoffwechsel, indem wir weniger Nahrung, oder weniger Wärme erzeugende Nahrung zu uns nehmen, kühlende Getränke genießen, weniger Bewegung machen etc., theils, um auf diese Weise weniger Wärme zu produciren, theils um mehr Wärme abzugeben. Eine wichtige Rolle fällt nun hierbei der Haut zu; die Erhöhung der Außentemperatur hat nämlich eine stärkere Füllung der Blutgefäße der Haut zur Folge, und da nun in der Zeiteinheit mehr Blut durch diese Hautgefäße an die Körperoberfläche geht, so ist auch der Wärmeaustausch zwischen dem Blut und der Luft ausgiebiger und hat für den Organismus einen Wärmeverlust zur Folge, wenn nicht etwa die Luft Körpertemperatur oder gar darüber hat. Eine andere Function der Haut, welche zur Herabsetzung der Körpertemperatur dient, ist die bei höheren Wärmegraden gesteigerte Schweißabsonderung. Diese Flüssigkeit tritt in größeren Mengen auf die Hautoberfläche, verdunstet hier, wobei dem Körper Wärme entnommen und gebunden wird. Ähnlich ist der Vorgang bei den verschiedenen Bädern und Waschungen.

Wenn unser Körper bei geringen Außentemperaturen viel Wärme ausstrahlt, so trachten wir den Verlust durch größere Muskelaction, durch Einnahme reichlicher und viel Wärme producirender Nahrung wieder weitzumachen.

Doch sind die Mittel, welche uns die Natur zur Regulirung unserer Körpertemperatur verliehen hat, wenigstens für unser Klima, nicht hinreichend. Wir müssen uns auch noch künstlicher Schutzmittel bedienen, die wir nach dem Beispiele der natürlichen Hilfsmittel unserer warmblütigen Genossen vom Thierreiche gestalten; wir sehen, daß sie mit einer Schichte eines schlecht wärmeleitenden Materials umhüllt sind, und daß diese Hülle sogar je nach dem größeren oder geringeren Wärmeabgab-Bedürfnisse zu verschiedenen Jahreszeiten verschieden dicht ist. Der Mensch verschafft sich nun in ähnlicher Weise eine solche Decke, welche den directen Wärmeaustausch zwischen Luft und Körperoberfläche zu verhindern berufen ist; diese Decke ist die Kleidung.

Die Erfahrung hat den Menschen gelehrt, seine Bekleidung je nach dem Stande seines Wärmebudgets abzustufen; die Kleidung muß, wie aus dem Gesagten hervorgeht, eine andere sein für ein kindliches Individuum, welches wohl verhältnismäßig viel Wärme producirt, jedoch in Folge seiner im Verhältniß zu seiner Körpermasse großen Oberfläche auch viel Wärme abgibt, eine andere für die Erwachsenen, bei denen das Verhältniß ein günstigeres ist; sie muß modificirt werden für das Bedürfniß des Wohlbehaltens, den eine starke Schichte schlecht wärmeleitenden Fettes ohnehin vollständiger gegen die Außentemperatur isolirt, als dies bei dem Mageren mit geringer Körpermasse der Fall ist. Wind, trodene, die Verdunstung an der Körperoberfläche befördernde, oder kalte Bitterung wird selbstverständlich andere Schutzmaßregeln erheischen, als warme, ruhige, mit Wasserdunst in hohem Grade gesättigte Luft.

Also schon die alltägliche Erfahrung lehrt, daß es eine „Normal-Kleidung“ nicht geben kann, weil sie den jeweiligen Umständen angepaßt werden muß, sowohl hinsichtlich der Dichte und der Webart, als auch hinsichtlich des Materials, aus welchem die Kleidung verfertigt sein soll.

Wir wissen, daß die Kunst der Bekleidung in den ältesten Zeiten der Menschengeschichte die denkbar primitivste war; der Mensch zog seinen von der Natur besser bedachten Mitgeschöpfen, den Thieren, das Fell über die Ohren und hängte es sich, ohne viel daran zu künsteln, um die Schultern; die älteste Gewandung, zumindest in den gemäßigten und kalten Zonen, war also eine thierische, mußte eine solche sein, da die Pflanzen, aus deren Fasern — verhältnismäßig spät — Gewebe angefertigt wurden, schon eine bedeutende Cultur erfordern; auch muß lange Zeit verstrichen sein, bis die Kunstfertigkeit auf jene Höhe stieg, daß der Mensch die thierische Wolle zu Geweben verarbeiten konnte; erst als das Material in dieser Weise beherrscht wurde, konnte auch der Form Sorgfalt zugewendet werden. Die Form richtete sich aber zumeist mehr nach ästhetischen als hygienischen Principien; doch hat der Mensch erfahrungsgemäß im Großen und Ganzen das Entsprechende gefunden, um übermäßigen Wärmeverlust in Folge Strahlung oder Wasserverdunstung zu steuern, andererseits bei Wärmeüberschuß mit Hilfe leichter und mehr durchlässiger Gewandung die obigen Factoren der Regulirung freier walten zu lassen.

Bei unserer heutigen Lebensweise und bei der mannigfach gesteigerten Empfänglichkeit und Reizbarkeit unserer Nerven für äußere Eindrücke, bedürfen manche unserer Körpertheile einer besonderen Sorgfalt, welche den im primitiven Zustande lebenden Völkern ganz unbekannt war und zum Theil noch ist; es ist beispielsweise nicht anzunehmen, daß die nackten Cimbern und Teutonen bei ihren Rutschpartien auf den schneebedeckten Abhängen der Alpen den Schnupfen bekommen haben, während ihre in Bureaus hockenden

Nachkömmlinge alle möglichen Katarrhe erwischen, sobald sie die wärmere Bekleidung der Füße unterlassen; in der That sind bei kaltem Wetter besonders die Füße, dann auch die Beine und der Unterleib einer Bekleidung bedürftig, die einerseits die Füllung der Hautcapillaren befördert, andererseits die Wärmeabgabe möglichst einschränkt. Die übrigen Theile brauchen einen viel geringeren Schutz, den geringsten Hals und Kopf.

Unsere gegenwärtige Gewandung sondert die Kleidung in zwei Schichten, eine oberflächliche und eine der Haut unmittelbar anliegende; hiedurch wird nicht nur unsere Hülle dicker, sondern es wird noch eine schlecht wärmeleitende Schichte, die zwischen Ober- und Unterleibern stagnirende Luft, eingeschaltet, außerdem noch die Reflexion der austretenden Wärmestrahlen an den Grenzen der verschiedenen Schichten vermehrt. Enganliegende Oberkleider lassen für diese Luftschichte keinen Raum, sind also weniger wärmehaltend. Die größte Bedeutung hat aber das von den Arabern eingeführte Wecheln der Unterkleider, welches zuerst eine ausgiebige Reinhaltung der Haut ermöglicht hat.

Soll unsere Kleidung aus Wolle oder aus Pflanzenfasern bestehen? Gegenüber der großen Mehrheit, die sich an den goldenen Mittelweg hält, gibt es zwei extreme Strömungen, von denen die eine, bestehend aus einer feinen Fraction der vegetarischen Phalanx, den ausschließlichen Gebrauch der pflanzlichen Gewebe als den Wiederbeginn des goldenen Zeitalters hinstellt, während die andere mit Pojamensthöfen der erkannten Mitwelt verläubt, nur in der Wolle liege das Allheilmittel wider alle Gebreche des Leibes und der Seele. Derjenige, der sich unsere obigen physiologischen Erwägungen vergegenwärtigt, wird bald im Reinen sein darüber, was er hievon zu halten habe; er wird folgern, daß für die Oberkleider die thierische Wolle, als schlechterer Wärmeleiter und auch wegen sonstiger Vorzüge ohne Widerrede den Vorrang verdiene, ebenso in der kalten Jahreszeit als Unterleib zur Warmhaltung der Füße (in Form der Strümpfe), der Beine und des Unterleibes, bei leichter frierenden Individuen auch als Unterhemd; daß hingegen in all' jenen Fällen, wo eine promptere Ableitung der Wärme, ein geringerer Reiz auf die Hautnerven und Hautcapillaren wünschenswerth ist, das mildere Pflanzengewebe, namentlich das Linnenewebe vorzuziehen sei; also keine wollebenen Unterkleider in der warmen Jahreszeit, bei jungen Individuen mit zarter oder Erwachsenen mit reizbarer Haut, bei Vollblütigen mit starker Füllung der Hautcapillaren, bei Leuten die an einer mit Hyperämie einhergehenden Krankheit der Haut, oder an einer Neigung dazu laboriren, auch nicht bei Individuen im Pubertätsstadium; am allerwenigsten bei Leuten mit starker Hautsecretion; in allen diesen Fällen muß feine, durchlässige Leinwand getragen und möglichst oft gewechselt werden; denn daß Wolle den Mißthust in Wohlgeruch, den Schmutz in Nichtschmutz verwandle, wie von den entragirten Anhängern des modernen Wollapostels behauptet wird, das ist zumindest eine arge Sinnesstörung, wenn nicht noch Schlimmeres; Leinwand gestattet eine öftere und vollkommene Reinigung, und daß Reinlichkeit nicht nur in ästhetischer Beziehung, sondern auch in hygienischer ein wichtiges Gebot ist, braucht im Zeitalter der Vaccinforchung nicht besonders betont zu werden; die Wollfanatiker glauben freilich, die Reinhaltung durch die Behauptung entwerthen zu können, Wolle mache feuchtest und nehme Miasmen nicht auf; die Geschichte erwähnt aber viele Fälle, in denen die Pest durch thierwollene Gewebe verschleppt wurde.

Also die rationelle Auswahl und der Mittelweg haben sich auch auf diesem Gebiete am besten bewährt; der wohlgefüllte und gepflegte Linnenschrank — durch kein Wollregime zu entwerthen — bleibe nach wie vor die Luft und der Stolz der sorgsamten Hausfrau. Medicus.



Unser Preisanschreiben.

Auf unser Preisanschreiben für Neue Gesellschaftsspiele sind uns 58 Projecte eingesendet worden. Die Sichtung dieses umfangreichen Materials war keine leichte Aufgabe, doch haben wir uns derselben gerne unterzogen, um unseren verehrten Leserinnen durch Veröffentlichung interessanter Spielformen eine Anregung zu neuen geselligen Zerstreungen zu bieten.

Ein großer Theil der eingelangten Projecte ließ uns leider jene Klarheit der Darstellung vermissen, die zum Verständniß complicirter Spielregeln nöthig ist, und so konnten wir nur mit Mühe diejenigen auswählen, die uns der öffentlichen Beachtung werth erscheinen. Auch haben wir nur solche Spiele in Betracht ziehen können, welche nicht unter dem Niveau einer feinsinnigen Unterhaltung stehen.

Wir haben nach eingehender Prüfung 9 Arbeiten für zulässig erachtet, um die ausgelegten Preise von 5, 4 und 3 Ducaten in Concurrenz zu treten. Wir legen dieselben, ohne vorläufig die Verfasser zu nennen, unseren verehrten Lesern vor, und die Abstimmung der Letzteren soll entscheiden, welchen drei Spielen die Preise zuerkannt werden.

Wir ersuchen unsere Freunde, uns bis spätestens 15. April — unter Angabe ihres Namens und der Adresse — bekanntgeben zu wollen, welches der vorgelegten Spiele ihnen am besten gefallen hat, und auf Grund der Stimmzählung werden wir dann entscheiden, welchen Projecten die drei Preise zufallen.

Das Ergebniß und die Namen der preisgekrönten Verfasser werden wir in der Nummer vom 15. Mai d. J. veröffentlichen.

1. Spontane Zeitungs-Redaction.

Die Damen und Herren der Gesellschaft beschließen die Herausgabe eines neuen Blattes. Nachdem Einer der Anwesenden sich in ein Redaktionszimmer versetzt hat, um dort als Vertreter des Leserkreises das Erscheinen der neuen Zeitung zu erwarten, gehen die Zurückgebliebenen daran, die einzelnen Ressorts des Blattes unter einander zu vertheilen und schreiben nun rasch und möglichst kurz: Einen Leitartikel, ein Feuilleton, Tagesneuigkeiten, Kunstberichte, Telegramme, Gerichtsverhandlung und Inserate. Dann wird der Vertreter des Publikums gerufen und hat die Aufgabe, das Journal vorzulesen, ferner die Autoren der einzelnen Artikel zu errathen. Geht es ihm, mindestens die Hälfte derselben schätzbar, so wird er selbst als Redacteur für die nächste Nummer aufgenommen und bezeichnet, nachdem er eine Kritik des Blattes geliefert hat, diejenige Person, welche nunmehr den Leserkreis zu repräsentiren habe. Das Spiel ist für eine schriftgewandte und witzige Gesellschaft berechnet.

2. Die Novellen.

Die Mitglieder der Gesellschaft erzählen gemeinschaftlich eine auf die Weise entwerfende Geschichte, daß jeder Einzelne bloß Ein Wort dem von seinem Vorgänger gesprochenen Worte anzufügen hat, bis nach der Reihenfolge wieder ihm das Wort zukommt. Ist die Gesellschaft recht aufmerksam, so daß Jeder den Zusammenhang des Gedichtes festhält und weiterspinnt, so kann bei etwas Humor eine recht amüsante Erzählung aus den Worten werden.

3. Feiertlicher Empfang.

Ein Mitglied der Gesellschaft wird, nachdem es sich auf eine Minute in ein Redaktionszimmer begeben hat, feierlich empfangen. Die Gesellschaft war indessen darüber schlüssig geworden, als wer oder was der Besuch empfangen werden soll. Der Eintretende hat nun aus den Bemerkungen, mit welchen er begrüßt wird, zu errathen, wer oder was er eigentlich sei, d. h. als wen man ihn empfängt. Ein Beispiel: Der Besuch wird als „Frühling“ begrüßt. Bemerkungen über den zunehmenden Tag, steigende Temperatur, Reife oder Wäskungsprojecte, u., werden ihn darauf führen, als was er angesehen wird; und hat er es errathen, so nimmt seine Stelle dann jene Person ein, deren Bemerkung ihm den Anhaltspunkt dazu gegeben.

4. Die Allwissenden.

Unter die Mitglieder der Gesellschaft werden Papierkekse verteilt, welche von Jedem mit einer möglichst schwer zu beantwortenden Frage auszufüllen sind.

5. Componisten-Spiel.

Eine musikkundige Gesellschaft ist die Voraussetzung. Damen und Herren theilen sich in zwei Lager. Die Damen nennen einem gewählten Vertrauensmann ihren Lieblings-Compositen.

6. Das Zwangsdichten.

Ein gewählter Arrangeur gibt der Gesellschaft humoristische Vorwürfe zur kurzen poetischen Bearbeitung.

7. Die Akademie.

Unter den Mitspielenden werden durch Ziehung sechs vorbereitete Karten verteilt, die in jeder großer Darstellung: ein Comma, einen Satzpunkt, einen Punkt, ein Ausdruckszeichen, ein Fragezeichen und ein Ausrufungszeichen enthalten.

8. Ergänzungs-Spiel.

Die Mitglieder der Gesellschaft nennen der Reihe nach, indem sie sich an den ganzen Kreis wenden, die Vornamen berühmter, bekannter oder berühmter Personen.

9. Die Brautwerbung.

In zwei an einander stoßende Zimmer begeben sich einerseits die Damen, andererseits die Herren der Spiegesellschaft. Durch die zu schließende Verbindungsthür findet nun unter Leitung eines Brautvaters und einer Brautmutter die mündliche Werbung statt.



Die Correspondenz der Wiener Mode bringt das vorliegende Heft auf seiner 13. Seite.

Wir ersuchen dringend um leserlich geschriebene Namen und Adressen. Unversiegelte Zeitungs-Reclamationen werden von der Post portofrei befördert.

Correspondenz von „Im Boudoir“.

Fräulein Marianne Sch., Prag. Sie fragen: ... Denn am Faschingdienstag Abend — War zu Haus ein hübsches Kränzchen — Eingeladen kamen Viele — Und besonders Nachbars Däumchen.

G. K. in Laibach. Wollen Sie die Arbeit an die Redaction der Wiener Mode zur Rücksicht senden.

Rosa M., Olmütz. 1. Jowohl, die Ahasver-Sage wurde auch von Senau bearbeitet. 2. Der Ausruf: Würde sind ein Götterreißer, denn nur die Götter wissen, was darin ist.

W. J., Gegendorf. Dank für Ihr warmes Glück auf! Betreffs der Musik-Vorlagen wollen wir sehen, wie wir Ihrem Wunsch Rechnung tragen können.

Dr. A. H. ... Budapest. Sie sind falsch berichtet. In der That beabsichtigte Emil Jola nach La Terro eine Ruhepause einzutreten zu lassen.

... Pardonnez-moi si j'ai tant tardé à vous répondre. Nous avons eu un petit chien malade, auquel nous tenons beaucoup, et cela a mis la maison en l'air.

Bezüglich meiner Aufgabe, denn auf einen solchen bezog sich obiger Brief, hat der Autor Wort gehalten. Es ist seit jenem Tage in keinem Blatte ein Heulkränzen aus seiner Feder erschienen.

Paris 21 février 88
23 rue Ballu.

Mon cher confrère
Voulez-vous que nous causions un peu de mon prochain roman qui est spécial et qui va paraître dans des conditions particulières?

Il a pour titre: le Léop, et pourra être mis dans le mains des jeunes filles. Je veux dire qu'il sera absolument chaste. C'est une histoire d'amour passionnée, mais d'une pureté parfaite, je le dis encore.

„La Revue illustrée“ le publiera à partir du 1er avril. Elle paraît tous les quinze jours, et en donnera chaque fois un chapitre complet. Comme il y a quatorze chapitres, elle achèvera donc la publication le 15 octobre.

Cordialement
Emile Jola

Kauf vielfache Anfragen: Beiträge sind willkommen. Jede Einwendung wird von der Redaction gelesen und unparteiisch beurtheilt.

Eure Abonnentin. Vielen Dank für den Ausdruck Ihrer freundlichen Gesinnung. Die literarische Beilage läßt sich vom Redacteur nicht loslösen; das Beste ist, Sie behandeln keine unserer Häften Hiesmütterlich, sondern bewahren beide vereint auf.

Bravo. Unterziehen Sie die Sache nicht. Man kann auch in Räthsel mehr hinein legen, als einen klüglichen Einfall, und wenn Sie Ihren Schüler wieder einmal anreden wollen, dürfte Sie finden, daß für manchen tiefen Gedanken gerade die Räthselform gewählt erscheint.

Frau P. V. in Rutina. Friedrich Spielhagen wohnt in Berlin, W., Hohenzollernstraße 12.

Frau C. M., Wilsen. Wie Sie abonniren können? Aber wir wiederholen es doch in jeder Anzeige unseres Blattes: Senden Sie gefälligst an die „Wiener Mode“, Schotten-gasse 1 eine Postanweisung von 6 fl., und das Blatt wird Ihnen franco zugestellt. Selbstredend können Sie auch vierteljährlich abonniren. (S. 1, 50).

H. Gd. in Wien. Ob es rathsam sei, sechsjährige Knaben mit Puppen spielen zu lassen? Je nachdem; wenn die Puppen gut erzogen sind und keine Neigung zur Kletterei zeigen, dürfte wenig riskirt sein; anderns liegt aber die Sache bei hebrätschlüssigen und temperamentvollen Puppen; die sollen schon manchem Knaben gefährlich geworden sein.

G. L. in N. Das Räselbuch kann Ihnen jede Wiener Buchhandlung besorgen; in Betreff des und freundlichst überlaidten Gedichtes von H. L. vertrauen wir Ihnen an, daß die Schlussstrophe desselben einem der schönsten Lieder Lenau's entlehnt ist, jenem Schil-liche, welches mit den Worten beginnt: „Auf dem Teich, dem regungslosen...“ Vielleicht dichtet H. L. nächstens Schiller's „Lied von der Glocke“ oder Goethe's „Grünlich“?

Selbst in Budapest. Ihre Gedichte sind wohl hübsch empfunden, aber formell noch mangelhaft. Nächstens hat uns Ihre artige Straphe, in welcher Sie Ihre Liebe mit einem Gebete vergleichen, sehr gefreut. Wollen Sie wieder von sich hören. Vielten Gruß!

„Familienmutter.“ Ihr Vertrauen ist äußerst schmeichelt, trotzdem bedauern wir, Ihnen mit der gewünschten Auskunft nicht dienen zu können. Vielleicht bei der Wechselstuden-Wien-Gesellschaft „Mercur“, Wien, Strobelgasse 2.

Elisbeth in Jägerndorf. Was für ein freundlicher Accord in Deinem holden Singen! Es war Dein Wort ein Haubewort, das macht die Saiten klingen. Dem Redacteur, den hat schon lang die Dürst angegeben, doch jetzt bringt sie Dein lieber Sang bei ihm zu neuem Leben. Er, den Du Dir nur denken willst als grimmigen Lieberthier, er, den Du necklich schmähst und schiltst, — er ward nun selbst zum Dichter! Und auch sein Gräßen sich hinfort für Dich in Reime zwingen; so war Dein Wort ein Haubewort: Das macht die Saiten klingen.

Mit Dank abgeteilt sind die Einwendungen von „Sofeska“ („Sehnlich“); G. B. v. G., Budapest („Schlacht“); Alena S. („An eine Rose“ — artig polirt, aber in der veralteten Manier Dagedorn's; Räthsel wird geprüft werden.); A. v. S. (Hier Gedichte — hübsche Empfindungen, aber formell noch mangelhaft)

Echtheit des Briefkastens von Post 7 am 26. Februar. Alle nach diesem Tage eingegan-genen Schreiben werden, soweit sie nicht direct beantwortet werden können, in Post 8 erledigung finden.

Herausgeber: Wiener Verlagsanstalt Kolbert & Flegler. — Redigirt von Ferdinand Groß. — für die Redaction verantwortlich: Hubert Fiedl. — Druck und Papier: „Hegervmähl.“ für die Druckerei verantwortlich: Albert Flegl.

Louis Modern, Wien, Bognergasse 2
empfiehlt das Allerneueste von Damen-Schleifchen, Regligés und Matinés für die Frühjahrs-Saison sowohl aus Satin, als Grottonne, aus Gassemir und Wollstoffen in einfacher und eleganter Ausführung, auch nach Maß, ebenso das Allerneueste in Damenblousen aus Batist, aus farb. Grottonne, aus Seiden-Atlas oder Foulard in reichster Auswahl zu billigen Preisen. Muster und Preis-Courant auf Verlangen gratis.
E. Modern, Wien, Bognergasse 2.



Louis Modern, Wien, Bognergasse 2.
Bätsche-Specialitäten für Damen, Kinder und Herren.
Echtfärbung für Brautausstattungen in einfacher und feiner Ausführung. Das Beste in Seidenwätsche, Bettwätsche und Gassemittdüffern. Allerneueste Damenstümpfe, Unterstöcke und Gonnieren. Specialität in Kinder-, Spiel- und Schuhschürzen für jedes Alter und in jeder Größe nebst enormer Auswahl sehr praktischer Stümpfschürzen- und Stümpfschürzen. Modelle von Bätsche und Bettwätsche-Confection, welche in der „Wiener Mode“ enthalten, in größter Auswahl zu billigen Preisen auf Lager.

KALODONT Sarg's neueste amerik. Glycerin-Zahnseife in Tuben Sanitätsbehördlich geprüft.
WIEN, I., Neuer Markt 2,
sowie bei allen Apothekern und Parfumeurs. 1 Stück 35 kr. 73

K. F. priv.
Versicherungs-Gesellschaft West. Phönix
in Wien, I. Riemergasse 2, 75
mit einem Gewährleistungsfonde von fünf Millionen Gulden, über-nimmt Versicherungen gegen Schäden durch Brand, Blitzschlag, auf das Leben des Menschen u. c. Prospecte werden unentgeltlich verabfolgt und jede Auskunft mit größter Bereitwilligkeit erttheilt.

• Frühjahrs-Saison 1888. •

P. C.
Gefertigter gibt sich die Ehre, den hochgeehrten Herrschaften anzu-zeigen, daß sämtliche Neuheiten für die Frühjahrs-Saison angelangt sind. Um den gnädigen Besuch bei Bedarf meiner Artikel bittend, zeichnet hochachtungsvoll ergebenst

Raimund Dttner
Specialist in Wirkwaren
Wien, I., nur Spiegelgasse Nr. 4.
104

Zur rationellen Pflege des Mundes und der Zähne

Eucalyptus - Mundessenz

intoxicantes, einzig absolut unschädliches persönliches Desinfectionsmittel per Flacon fl. 1.20.

Specifiche Mundseife „Puritas“

Weltausstellungs-Preis-Medaille London 1862. Per Dose fl. 1.—

von **M. Dr. C. M. Faber.**
Leibzahnarzt wid. S. M. des Kaisers Maximilian I., Ritter der Ehrenlegion etc.
Wien,
I., Bauernmarkt 3.

Natürlicher
Biliner Sauerbrunn!
Altbewährte Heilquelle,
vortrefflichstes diätetisches Getränk.
Depôts in allen Mineralwasser-Handlungen.

Lieferanten Sr. Maj. d. K. v. Russl., Sr. Maj. Gr. Sultan T., Sr. Maj. Kg. der Niederl., Sr. K. Hoh. d. Grossh. v. Oldbg. sowie vieler kais. u. königl. Prinzen etc.



Cäsar und Minka,
Zahna, Provinz Sachsen. 70
„Rachendzuchtoreien“
Preisv. in Deutsch. u. Franz. Sp. fro. grat.

Glasmalerei
Illust. Vorlagen u. Katalog 60 kr.
Oscar Kohn, Wien,
Bauernmarkt 7. 100

Bernhard Kohn's Clavierfabrik
u. reichhaltigst. österr. Verkaufs- und Leih-Etablissement
Verl. Himmelpfortg. 20.
Claviere von Steinway & Sons; Harmoniums von Mason & Hamlin in Boston.

Ehrlich u. wahr

Ein in den besten Jahren und vollkommener Gesundheit stehender, nicht verschuldeter Aristokrat sucht aus wirklichem Mangel an geeigneter Bekanntschaft auf diesem Wege eine ihn hoffentlich glücklich machende Lebensgefährtin seinerseits in der aufrichtigsten u. ehrlichsten Intention. Dieselbe, Witwe, nicht zu alt, od. Mädchen, nicht allzu jung, müsste ausser dem für eine Frau so wünschenswerthen Charme ein entsprechend grosses Vermögen besitzen, um standesgemäss zu leben. Religionsunterschied bei sonstiger Liebeshwürdigkeit kein Hindernis. Directe Correspondenz zur Anbahnung persönlicher Bekanntschaft unter absoluter Discretion mit Ausschluss von Vermittlern unter Chiffre „Graf K.“ an Rudolf Mosse, Wien, erbeten. 92



Gratis und Franco
versendet die Firma:
J. C. Schmidt
Erfurt

(Tel.-Adr.: Blumenschmidt.)
ihren mit 500 Illustrationen und Buntdruck nebst 1000 Anweisungen versehenen

Samen- u. Pflanzen-Katalog. 28

Czerny's Orientalische Rosenmilch
verleiht augenblicklich einen so zarten, blendend weissen,
jugendlich frischen Teint

wie er durch kein anderes Mittel erzielt werden kann; ausgezeichnet gegen Leberflecke, Sommersprossen, Wimpern, Missfarbe, unschöne Gesichtsröthe, Sonnenbrand, alle Blüthen und Unreinigkeiten der Haut; beseitigt jeden gelben oder braunen Teint und eignet sich gleich gut für alle Körpertheile (absolut unschädlich) 1 fl. Balsaminenseife hierzu 30 kr.

CZERNY's Orientalisches Damenpulver
(Poudre), das Beste in seiner Art; weiss, rosa, gelblich und chamais à 40 kr. Ferner die besten unschädlichen **Haarfärbe-Mittel**, Seifen und Parfümerien.

ANTON J. CZERNY, Wien, I., Wallfischgasse 5.
Ausführliche Prospekte über meine sämtlichen Specialitäten gratis und franco. Postaufträge werden sofort erledigt: Emballage 15 kr. 27

Die k. k. Hof-  Musikalienhandlung

ALBERT J. GUTMANN

Wien, Operngasse, Arcaden der k. k. Hofoper,
empfiehlt ihr reichhaltiges
Musikalien-Leihinstitut.

Abonnementsplan gratis und franco.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meinem sehr gerund gelegenen, gut empfohlenen Institute die vorzüglichste Pflege, vollständigen Familienanschluss und bestmögliche Ausbildung. Einige auch Aufenthalt für Lebenszeit. **Dresden-Blasewitz, Marschallallee 15.**
Foerster, Dir. 80

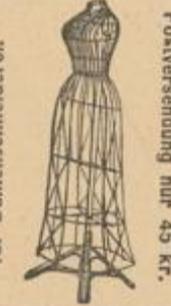
Büsten und Puppen

Wachsbüsten
Hutstöckel aus Nickel, sowie sämtliche Schaufenster-Decorationen werden billigst verkauft; auch kleine Theilzahlungen gewährt. 94
Büsten-Fabrik
WIEN
Praterstrasse Nr. 62.

Fabrik wollener Damen-Kleiderstoffe. Abg. einz. Kleider zu Fabrikspreis. Muster u. Waarenversand portofrei. Reelle Bedienung.
O. ROSSNER, Greiz. 92

Modistinnen u. s. w.
werden hierdurch darauf aufmerksam gemacht, dass sie am billigsten alle Hut- u. Ballblumen bis zum feinsten Genre bei **Karl J. B. Lehmann, Blumenfabrik, Dresden**, kaufen, da die Firma nicht reisen lässt und somit alle Pfesen spart. — Auswahlendung auf Verlangen sofort bereitwilligst franco zu Diensten. 49

Alle Arten Korbwaren in reicher Auswahl.
Papierkörbe
Höchst praktisch für Damenschneiderei.
PRAG-RUDNIKER KORB-FABRICATION
Wien, VI., Mariahilferstrasse 25. 30



Ein Kind

aus besserer Familie wird in einem Luft-Curort von einem anständigen, kinderl. Ehepaar in Pflege genommen. Adresse in der Administr. d. Blattes. 98

Ziehung am 3. April!

PROMESSEN

auf **Wr. Communal-Lose**

à Gulden ö. W. **2 1/2** u. 50 kr. Stempel.

Haupttreffer

fl. 200.000 ö. W.

Wechselstuben-Actien-Gesellschaft

„**MERCUR**“ 90

Wien, Wollzeile Nr. 10.

Auf Allerhöchsten Befehl Seiner k. und k. Apostolischen Majestät.

Reich ausgestattet, von der k. k. Lotto-Gefälls-Direction garantierte

XXV. Staats-Lotterie

für Civil-Wohlthätigkeits-Zwecke.

10.215 Gewinnste im Gesamtbetrage von 207.400 Gulden

darunter 107.400 fl. in einheitlicher Notenrente, und 100.000 fl. in Baarem.

Die Ziehung erfolgt unwiderruflich am 3. Mai 1888.

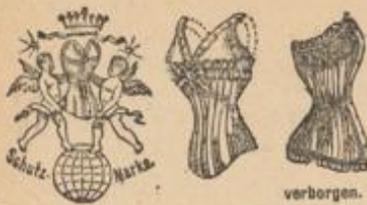
— Ein Los kostet 2 fl. ö. W. —

Die näheren Bestimmungen enthält der Spielplan, welcher mit den Losen bei der Abtheilung für Staats-Lotterien, Stadt, Riemergasse 7, 2. Stock, im Jacobshofe, sowie bei den zahlreichen Absatzorganen unentgeltlich zu bekommen ist.

Die Lose werden portofrei zugesendet.

WIEN, Februar 1888.

Von der k. k. Lotto-Gefälls-Direction, Abtheilung der Staatslotterie. 81



Erster internationaler Maass-Mieder-Salon

© Frau **LOUISE HORA**, Specialistin.
Wien, verl. Kärntnerstrasse 63, **EINGANG: Lothringerstrasse 1, I. St.**

Es werden Detailarbeiten geboten, die an Zweckmässigkeit für jeden einzelnen Fall an **Eleganz und Zierlichkeit**, in **Façon und Ausstattung** mit dem In- und Auslande weit oder erst den eleganten Sitz des Kleides möglich machen. Bei normalem Körperbau werden die Vorrüge nicht verdunkelt; bei unnormalem werden die Gebrechen künstlich verborgen. — Preise von 5 fl. aufwärts. — Prospect und Maass-Anweisung wird gratis und franco versendet.



Das Gute besteht ewig.
Beweis der Aufschwung, den die weltberühmte **Med. Dr. A. RIX' Original-Pasta Pompadour** macht.
Seit 60 Jahren als das vorzüglichste, heilkräftigste

Schönheits-Mittel

bekannt, zur Erlangung eines tadellosen, reinen Teints, zur Conservirung und Verschönerung der Haut, zur Vertreibung von Sommersprossen, Leberflecken, Wimmerin, Pa-teln, rothen Nasen, Pockenflecken, Mitesser, Blatternarben; rothe Hände werden weiss, Runzeln glätten sich in überraschend kurzer Zeit, die Haut wird glatt und sammtweich und bekommt ein natürlich angehauchtes Colorit, wie es nur die Jugend ihr Eigen nennen kann. Dr. Rix' Pasta Pompadour steht bis heute laut Anspruch höchster Personen und Professoren unerreicht da. Diese Pasta, im Volksmunde **Wunder-Pasta** genannt, ist keine Schminke, sondern nur Heilmittel, und wird von den meisten Aerzten ordinirt. Dankschreiben werden nicht veröffentlicht. Versandt gegen Einsendung des Betrages oder Nachnahme. Preis des Original-Tiegels sammt Anweisung 1 fl. 50 kr. Dr. Rix' Pompadour-Toilette-Seife 20 kr. Dr. Rix' Pompadour-Milch, statt Puder zu gebrauchen, 1 fl. 50 kr.

Wilhelmine Rix, Dr.-Witwe,
Wien, Stadt, Adlergasse 12, im eigenen Hause.

Kunst- und Mode-Stickerei-Atelier
J. F. Vollath
Wien, VII., **Lerchenfelderstrasse Nr. 25, I. Stock**

empfiehlt sich zur Ausführung feiner Stickereien in **Seide, Chenille, Perlen**, ebenso in schöner Ausführung von **Maschinstickereien in Soutache-, Zierstich- und Flechtsticharbeit.**

Mode-Stickereien und Tabliers von fl. 7.— bis fl. 800.—

Praktisch und billig ist eine

Patent-Universal-Waschmaschine. (Wasche garantiert sehr schonend.)
Wringmaschine mit Schutzrollen.
Wäschemange.

THEODOR UMRATH, Prag, Heuwagsplatz.
Illustrirte Preisliste gratis.

Einzig Niederlage für Wien:
Josef Voigt & Co.,
„zum schwarzen Hund“, **Hoher Markt.**
Verzeichnis verschiedener Niederlagen:

AGRAM: Leopold Rosenberg, Jelacicplatz. **ARAD:** N. Steinicz. **BADEN:** Carl Reich, k. k. Hofl. **BIALA:** Emil Kruppa. **B.-LEIPA:** J. Chr. Hermann's Eidam. **BOZEN:** Joh. F. Amann. **BRÜNN:** Linka & Rosola. **BUDAPEST:** Neruda Nandor, Weninger Mihaly. **DOBREZIN:** Gamofszky Lajos. **EGER:** Adolf Stauka. **ERLAU:** Fritz Kadler. **ESSEG:** P. S. Thürner's Sohn. **GMUNDEN:** F. Margelik. **GRAZ:** M. Grabner. **HERMANNSTADT:** F. A. Reissenberger. **KARLSBAD:** J. P. Knoll. **KARLSBURG:** J. B. Mistelbacher sen. **KIRCHDORF:** A. Lachseier. **KLAUSENBURG:** J. B. Mistelbacher sen.

FRANZ CHRISTOPH'S
Fussboden-Glanz-Lack
zu 10 Quadr.-Meter = 1 Kilo = 6 W. fl. 1.50.
geruchlos, sofort trocknend und dauerhaft.

KRAKAU: Stanislaw Fein-tuch Laibach; Joh. Luckmann. **M.-OSTRAU:** V. Popp. **MARIENBAD:** Christ. Luckner. **MARBURG:** H. Billebeck. **MERAN:** F. Fickenschner. **NEUSATZ:** L. Stephanowitz. **OEDENBURG:** S. Lenek. **OLMÜTZ:** W. J. Hübl. **PRAG:** F. Hunek. **JOSEF:** Preissig A. J. Schück. **FRANZ ZIMMERMANN & Co.** **REICHENBERG:** Franz Maschke. **SAAZ:** Victor Krausa. **SALZBURG:** Andre Hofer. **ST. PÖLTEN:** Jacob Kienmayer. **STEINBÜCHEN:** Frz. Philipp's Wwe. **STEYR:** J. M. Peteler. **TEMESVAR:** M. Woscow Nachf. M. Jacoby. **ADOLF PROBST.** **TRAUTENAU:** Stephan Kopper & Sohn. **TRIEST:** Luigi Battistutta. **TROPPAU:** Ed. Staffa. **WR. NEUSTADT:** Joh. Frühant. **YBBS a. d. D.:** Michael Werner.

Directer Versandt nur nach Städten, wo keine Niederlage vorhanden, in Blechflaschen à 4 1/2 kg (hinreichend zum Anstrich von 2 zweifelhörige Zimmer) à 1.50 kg. = 5 W. fl. 6.75 u. 30 kr. Porto = 5 W. fl. 7.05 gegen vorherige Einsendung oder Nachnahme.

KÜNSTLERHAUS
I., **Lothringerstrasse 9.**
Eröffnung der internationalen Jubiläums-Kunst-Ausstellung
1888
3. März. — Schluss 31. Mai.

Man verlange stets ausdrücklich:

Siebig's
Company's
Fleisch-Extract

Nur echt, wenn jeder Copf den Namenzug **Siebig's** in blauer Farbe trägt.

Dieses vorzügliche Fabrikat ermöglicht es, Zimmer zu streichen ohne dasselben ausser Gebrauch zu setzen, da der unangenehme Geruch und das langsame klebrige Trocknen, das der Oelfarbe und dem sogenannten Bierstein- oder Copallak eigen ist, vermieden wird. Das Streichen ist so einfach, dass es von Jedermann mit Leichtigkeit vorgenommen werden kann. Mit Christoph-Lack gestrichene Dielen können nass aufgewischt werden, ohne den Glanz zu verlieren und ist dieser deshalb schon der Reinlichkeit wegen ganz besonders zu empfehlen.

Der farbige Glanzlack (gelbbraun oder mahagonibraun) deckt jeden früheren Anstrich, sowie etwaige Flecke und gibt Farbe und Glanz in einem Strich; der reine oder ungefarbte Glanzlack ist dagegen nur auf besseren Dielen oder Parquetten anwendbar, da er denselben nur Glanz (selbstlich) nicht aber Farbe verleiht. Auch dient er zum Ueberstreichen von Oelanstrich, der noch nicht trocken geworden, wodurch ein sofortiges Hartwerden desselben erzielt wird.

Prospecte, Musteranstriche in den Niederlagen.

FRANZ CHRISTOPH
Erfinder und alleiniger Fabrikant des echten Fussboden-Glanzlacks.
Prag, Karolinenthal und Berlin NW.

Gegründet 1876.

Mieder-Erzeugung
IGN. KLEIN, WIEN,
VI., **Mariahilferstrasse 45.**
Filiale: **Wien, I., Stefansplatz, Thonethaus.**

Mass über's Kleid
erbeten:
A.-B. Taille.
C.-D. Umfang von Brust und Rücken.
E.-F. Hüftenweite.
G.-H. Leibhöhe.
H.-J. Ganze Länge.

Bestellungen nach Mass oder Muster in 24 Stunden. Nichtconvenirendes wird bereitwilligst umgetauscht. — Preise von fl. 2.50 bis fl. 12.— und höher je nach Façon und Qualität. Ein einmaliger Versuch genügt für die Ueberzeugung von der Solidität des Fabricats, welches allen Ansprüchen der eleganten Wiener Mode und deren jeweiligen Variationen vollauf Rechnung trägt.
P. T. Schneiderinnen und Mode-Salons bei öfterer Abnahme besonderen Rabatt.

Die Küche des Mittelstandes.



Speisezettel

vom 1. bis 15. April 1888.

Sonntag: Braune Suppe mit Reisswürstchen; garnirtes Rindfleisch; gebackenes Lammernes mit Hauptsalat; kalter Cabinetpudding.
Montag: Kräuterfuppe (aus Knochen und Liebig'schem Fleisch-Extract); warmer Schinken mit Rothkraut; gefüllte Tauben mit gefülltem Compot.
Dienstag: Nudelsuppe; Rindfleisch mit Champignonsauce und Kartoffelpurée; Topfenstrudel.
Mittwoch: Schwammfuppe mit Kockeln; Rindbraten mit Senf und kleinen Gurken; Raccaronipastete.
Donnerstag: Spanische Suppe; gedünstete Kalbsleber mit abgebranntem Gries; Butterteigbogen.
Freitag: Beuschelsuppe; gebratener Karpfen mit gemischtem Salat; Karlsbader Kolatschen.
Samstag: Suppe mit geröstetem Reibgerstl; Rindfleisch mit saueren Rüben; Bandnudeln.
Sonntag: Suppe mit Semmelschöberl; Radieschen mit Sardellenbutter; Lammsteak mit Aepfeln; Rostbraten.
Montag: Kartoffelsuppe mit Würstchen; Lungenbraten mit Butterteig; Käse.
Dienstag: Sogosuppe; Rindfleisch mit Gurkensauce und Reis; Semmelschmarrn.
Mittwoch: Schwäbische Suppe; Paprikahühner*) mit Speckknödeln; Bisquit-schnitten mit Citroneneis überzogen.
Donnerstag: Angelauene Griesuppe (nur mit einem Wurzelabsud, der mit Maggi's Suppenwürze versetzt wird); Beefsteak mit Spiegeleiern; Vechnamel mit Frühlingsgug.
Freitag: Gersten- und Weisichleimsuppe; Schill auf Sardellen gebraten mit Kartoffelböcken; Spritzkapsen.
Samstag: Nudelsuppe; Rindfleisch mit Pflanzern; Pomideltascherl.
Sonntag: Hirnsuppe; Rindfleisch mit kalter Senfsauce und Maltakartoffeln; gefüllte Kalbsbrust mit gedünsteten Prinellen; Schokoladepflaumen.
 *) Ältere Hühner, sogenannte Spältinge, können auf folgende Weise nach Angabe einer freundlichen Leserin dieser Blätter, gut zubereitet werden: Auf zerlassener Butter läßt man in Würfel geschnittene Zwiebel gelb anlaufen; dann thut man gebätherte gelbe Rüben, Sellerie und Petersilie daran, läßt sie weich dünsten, mischt Paprika nach Geschmack, eine Prise Salz, 2 Eßlöffel Mehl, 3 Eßlöffel Rahm und etwas Suppe dazu, läßt diese Sauce nochmals gut verdünsten und passirt sie. Dazwischen dünst man Hühner in weißer Suppe beinahe weich, gießt die Sauce darüber und läßt sie dann fertig dünsten.
 Dieselbe erfahrene Hausfrau stellt uns für die Krankenküche eine Vorschrift für »Beef-Tea«, eine ausgezeichnete Krastuppe, zur Verfügung. Vierzig Dela geschabtes Fleisch werden in einem Einsiedelglas mit 4 Kaffeelöffeln Wasser zusammengethan. Daraus wird das Glas mit doppeltem Pergamentpapier verbunden und in ein Tuch gewickelt damit es während des Kochens nicht springt. Dann verfährt man wie beim Einsieden des Dunstbrottes indem man die Mischung 2—3 Stunden auf langsamem Feuer im Wasserbade kochen läßt. Die abgeseigte Brühe passirt man durch ein Tuch und verwendet sie in kleinen Quantitäten. (F. B.)

Anna Forster.

Grammel-Pogassherl.

Man haßt $\frac{1}{2}$ Liter kalte Speckgrammeln sehr fein, mischt gleichviel feines Mehl dazu und arbeitet es auf dem Brett mit 1 Eidotter, 1 Löffel Wein, $\frac{1}{2}$ Löffel sauerem Rahm und 1 Dela in lauer Milch aufgelöstes mit etwas Mehl und einer Prise Zucker zu einem Dampf gestellter Preßbese zu einem glatten Teige ab. Diesen walzt man aus, schlägt ihn wie Butterteig dreimal zusammen, walzt ihn dann nochmals stark messerrückend aus, sticht runde Formen im Durchmesser von 5—6 Centimeter aus, legt sie auf das Backblech und läßt sie aufgehen. Dann werden sie sternförmig eingeschnitten, mit Eidotter bestrichen und in der heißen Röhre goldgelb gebacken.

Kartoffel-Pastete.

Einige gelochte Kartoffeln werden geschält, gerieben, gesalzen, und mit dieser Masse wird, indem man dieselbe überall fest andrückt, ein sehr stark mit Fett bestrichenes Casserol gut fingerdick ausfüttert. Lammernes, Kalbernes oder Hühner werden so wie zur Krautpastete gedünstet, nur daß man, wenn das Fleisch fertig ist, schnell 2—3 Löffel voll Milchrahm hineinrührt und das Ganze in das mit geriebenen Kartoffeln ausgefüllte Casserol schüttet. Oben gibt man noch als Deckel den Rest der geriebenen Kartoffeln ebenfalls gut fingerdick, und streicht ihn mit dem Rande fest zusammen, damit alles gut hermetisch gedeckt und das Fleisch ganz in der Kartoffelkruste eingeschlossen ist. Nun streicht man oben ein wenig Fett und haßt es in der Röhre schön roth und braun, stürzt es behutsam auf eine flache Schüssel und servirt es heiß.
 E. K.

Harlander Strickgarn und Spulenzwirn



Fabrikmarke für Strickgarn.

Bei der Wiener u. Pariser Weltausstellung mit den höchsten Preisen ausgezeichnet. — Allgemein beliebt wegen ihrer vorzüglichen Qualität, sind zu beziehen durch alle En gros- und bedeutenden Detailgeschäfte der



Fabrikmarke für Spulenzwirn.

österreichisch-ungarischen Monarchie.

WASCH-Maschinen

die besten Rollen-Auswinder.

nur in der k. k. priv. Fabrik von
Gärdtner & Knopp
 WIEN

Penzing, Poststrasse 30.
 Tausende Anerkennungen.
 Niederlagen: Forstinger & Gottlieb,
 I. Am Peter 7;
 A. E. Ziltritsch, I., Raasdorfergasse 10.



Heinisch' Schönheits-Crème No 1.

wird von Herren Professoren der Wiener Kliniken mit Zeugnissen zur Hauptpflege Jedem auf's Warmste empfohlen. Diese Crème schält schmerzlos binnen 15 Minuten die oberste Hautschichte ab, öffnet die Poren, entfernt Milchesser, Wimpern, Sommersprossen, alle Flecken und Narben gänzlich; das Gesicht erhält einen sehr zarten, jugendlich frischen Teint. Erfolg garantiert. Preis fl. 5.—. Probe-Dose fl. 3. Dieser reizend schöne Teint wird mit Milchcrème No. 2, Preis fl. 2, und Pflanzenpulver No. 3, Preis fl. 2, dauernd schön erhalten. — Zu beziehen in der seit 200 Jahren bestehenden Parfumerie des Fräuleins M. HEINISCH, II., Praterstrasse No. 30 m. in Wien. Versandt gegen Baar und Nachnahme. — Man achte auf Namen und Adresse und hüte sich vor schädlichen Fälschungen. — Prospekte gratis u. franco.

HOCHINTERESSANTE ERFINDUNG

Parfumerie-Oriza

Von L. LEGRAND, PARIS, rue Saint-Honoré. 207

♦ **ESS.-ORIZA IN FESTER FORM** ♦
CONCRETE PARFUMS

Wissenschaftliche, in Frankreich und allen anderen Ländern patentirte Erfindung.
 Diese, nach einem neuen Verfahren, in fester Form gebrachten Ess.-Oriza besitzen eine bis heut unbekannt gewesene hohe Concentrirung und Lieblichkeit. — Sie sind in Gestalt von Stiften oder Pastillen in kleinen, bequem bei sich zu tragenden Flacons oder Riechbüchsen der verschiedensten Art montirt. — Diese Parf.-Stifte verschließen nicht und können nach Abnutzung leicht ersetzt werden. Sie haben den ungeheuren Vortheil, ihren Parf. auf alle mit ihnen in Berührung gebrachten Gegenstände zu übertragen, ohne dieselben zu befeuchten oder zu beschädigen.
 Ein leichtes Bestreichen genügt, um augenblicklich

HAUT TASCHENTUCH HANDSCHUHE KÜNSTL. BART SPITZEN STOFFE BLUMEN
 Wäsche, und alle Papeterie-Artikel, etc., etc., zu parfümiren
 Zu haben in allen feinen Parfümerie-Geschäften der Welt.
 Der ausführliche Catalog der Parfums mit Preisangabe wird auf Verlangen franco zugesandt.
 Gen.-Depôt für Oesterreich-Ungarn: Wolf & Schwindl, Wien, I., Wollzeile 9.

GEGRÜNDET 1716.

Tappisserie-Etablissement

VON **EDUARD A. RICHTER & SOHN**

k. k. Hof-Lieferanten

Wien, Stadt, Bauernmarkt Nr. 10, „Zum goldenen Löwen“.

Angefangene, fertige und montirte Stickereien, sowie alle sonstigen Damenarbeiten, Seide, Wolle, Canovas etc. etc.

Broderies commencées, achevées et montées. Soies, Laines, Canovas etc. Commencé, finished and mounted Embroideries Silk, Worsted, Yarn, Canvas etc. EN GROS ET EN DETAIL. EXPORTATION. WHOLESALE AND RETAIL.

Bronze-Medaille Paris 1867. Fortschritts-Medaille Wien 1873.
 Silberne Medaille Paris 1875. Goldene Medaille Sidney 1879.
 Preis-Medaille Philadelphia 1876. — I. Preis Melbourne 1880.